Nr. 38. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 18. Septemb. 1896.

# Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

**Anzeigen** werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

## Inhalt:



## Ahroniden oder Korachiden?

Wer viel fragt, erhält viel Antwort, bisweilen auch solche, die er weder erbeten noch erwartet. Unter dieses Rubrum ist auch die Antwort zu setzen, die Herr Geheimrat Prof. Dr. Lazarus auf unsere Rundfrage erteilt hat: Die Frage leide an einem inkurablen Fehler, an dem Fehler nämlich, daß sie überhaupt gestellt wurde, da von einer Decadence im Judentume in Ost und West wohl nicht die Red' sein kann und von einem Niedergang des jüdischen Lebens in unsrem Lande nicht die Red' sein darf. Solle aber dennoch hierüber gesprochen und über Mittel zur Abwehr beschlossen werden, so müsse jene Aussprache in einer imposanten Versammlung erfolgen und dieser Beschluß das läuternde Feuer eines Majoritätsvotums passieren. So ist cum grano salis die sachliche Erwiderung des Herrn Prof. Lazarus zu verstehen. Auf diese Erwiderung haben wir nichts zu erwidern. Nicht allein deshalb, weil sie, ohne unser Zuthun, von berufener Seite widerlegt ist, sondern vornehmlich, weil hier jedem Angefragten ungeschmälerte Redefreiheit zugesichert worden ist.

Anders die persönliche Anspielung, in welche die Antwort des Herrn Professor ausklingt und die gleichsam eine Herausforderung an uns enthält. „Dies alles aber durch ahronidische und nicht korachidische Charaktere", schließt die in Nr. 36 abgedruckte Zuschrift. Wissen wir auch nicht recht, wen der Herr Professor sich als Inkarnation des ahronidischen Charakters gedacht hat, — daß als abschreckende Beispiele korachidischer Charaktere wir, die wir den polemischen Teil dieses Blattes schreiben, hingestellt worden, das war uns klar, weil nicht neu. Schon einmal wurde uns diese Ehre auf der Kanzel einer Berliner Synagoge zuteil. Da wir aber allgemach verlernt haben, ernst zu nehmen, was in unserer Gemeinde gepredigt wird, so wurde dem Redner von beteiligter Seite in einer Tonart geantwortet, die dem Geiste des Vortrages entsprach; als Scherz wurde die Ausführung des Predigers aufgefaßt, scherzhaft war die Antwort des Journalisten ausgefallen. Einem Manne von der Bedeutung Lazarus' aber ist es Ernst mit allem, was er spricht und schreibt; und da Herr Professor Lazarus satisfaktionsfähig ist, so nehmen wir, nachdem wir den Versöhnungstag in und zum Frieden haben dahingehen lassen, zunächst ohne Beistand von Sekundanten, die an uns gerichtete Herausforderung an. —

Korachiden sollen wir sein, die wir seit Jahren den in Berlin gepflegten Geist der Verflachung und Versumpfung bekämpfen! Dem Völkerpsychologen Lazarus scheint die Psychologie des korachidischen Charakters nicht zu sitzen, er würde ihn sonst nicht gegen uns ausgespielt haben. Korach ist für ewige Zeiten zum „Korach" stigmatisiert, weil er wider Mose und Ahron aufgetreten war und sie keck bekämpft hat, um an ihre Stelle zu treten. Ein Kampf aus anderen Motiven und gegen minder bewährte Personen würde ihn zum Helden, der Untergang in einem solchen Kampfe ihn zum Heiligen gestempelt haben.

Gesetzt Korach hätte vor sein Volk hintreten dürfen, sprechend: „Israeliten! Unser Führer Mose hat uns in die Wüste gebracht, um uns verderben und verkommen, und der Priester Ahron stimmt seine Friedensmelodei an um uns unsern Untergang nicht wahrnehmen zu lassen; fort mit den Männern, die mit Berufung auf ein erdichtetes Gottesgnadentum sich der Führung in Israel bemächtigt; „die ganze Gemeinde ist heilig, in ihrer Mitte ist Gott;" laßt uns Meister werden unseres eigenen Geschickes und Führer ablehnen, die unsere Verführer sind worden!" — — gesetzt Korach hätte also sprechen und handeln dürfen, fürwahr nicht ein Schimpf, sondern ein Segen wäre sein Name für alle Zeiten und alle Geschlechter, — ein Segen, wie es die späteren „Korachiden", die Propheten Israels geworden.

Die Nutzanwendung dieses Bildes wollen wir getrost unseren Lesern überlassen, die ungetrübten Blickes die Strategie und Entwickelung unseres Kampfes beobachten. Herrn Professor Lazarus gegenüber wollen wir uns jedoch genau nach dem Vorgang im Pentateuch, auf die Logik der Thatsachen berufen.

Um zu ermitteln, wer Recht und wer Unrecht habe, rief Mose wider Korach eine höhere Macht an:

„Und Mose sprach: Daran sollt ihr erkennen, daß der Ewige mich gesandt, alle diese Thaten zu thun, daß nichts aus meinem Herzen . . . Wenn über sie (die Anhänger Korachs) das Verhängnis aller Menschen verhängt wird, so hat der Ewige mich nicht gesandt; wenn aber der Ewige etwas neues schafft . . . und sie lebendig in die Versenkung fahren, so werdet ihr erkennen, daß diese Männer das Göttliche bekämpft haben!" . . .

Je nun, die wir in Berlin bekämpft haben, sind insoweit sie ihre „Stäbe" dem Heiligtum des Volkswillens überliefert, von der Bildfläche verschwunden, unser Stab aber, der Stab „Ahrons" blüht und trägt Früchte. Wo sind nun die „korachidischen Charaktere?" . . .

Der Stab Ahrons! Denn nicht begeistern wir uns für den Ahron, dessen Friedensliebe, wie man es nennt, dessen Nachgiebigkeit, wie man es nennen sollte, die Ursache war, daß die steinernen Tafeln am Fuße des Berges Sinai zertrümmert wurden, sondern für den Ahron, von dem die Schrift sagt: „Er stand zwischen den Toten und den Lebenden, und die Plage ward eingehalten." Wir streiten für die Kräftigung alles dessen, was „jüdisch" genannt zu werden verdient, wehren uns wider die Plage Indifferentismus, die immer mehr um sich greift. Unzählige sind dem Judentum abgestorben, und die Ueberlebenden sind in Gefahr, von der totbringenden Krankheit heimgesucht und dahingerafft zu werden. So stehen wir zwischen den Toten und den noch Lebenden, auf daß die Plage aufhöre — wo sind nun die „ahronidischen Charaktere"? . . Und nach alledem die an die Spitze dieser Zeilen gesetzte zusammenfassende Frage: „Ahroniden oder Korachiden?" Vielleicht antwortet Herr Professor Lazarus auf diese Frage. A. L.

## Gottesdienstliche Vorstellungen im neunzehnten Jahrhundert.

(Rückblick aus dem Jahre 2016.)

Wir zählen das Jahr 2016 nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Wir feierten in diesen Tagen das Neujahrsfest des Jahres 5777 des jüdischen Kalenders. Das Judentum hat seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts einen nie geahnten Aufschwung genommen. Wir haben uns in diesen Tagen in unseren Gotteshäusern Erholung und Enthusiasmus für die heilige Sache geholt; wir haben den ergreifenden Tönen unserer herrlichen Liturgie gelauscht, welche in uns Gefühle der Begeisterung für das Judentum und der Bewunderung der erhabenen Unendlichkeit der göttlichen Natur wachgerufen; wir haben aus dem Munde unserer Rabbiner neue Belehrung und Vertiefung in die Ideen der jüdischen Lehre vernommen. Auch sonst erfreut sich das Judentum in unseren Tagen einer Wiederverjüngung und einer Neubelebung, wie sie vor hundert Jahren von nur Wenigen erstrebt, von noch Wenigern aber erhofft worden ist. Unser Gemeindeleben befindet sich im Stadium der Blüte; die Religionsschulen stehen auf der Höhe ihrer Aufgaben; Hochschulen für die jüdische Wissenschaft sind der Brennpunkt des litterarischen Lebens, der Sammelpunkt gediegener Lehrer und lernbegieriger und lernfähiger Jünger. Die Gemeindevorsteher sind geistvolle, gebildete Männer, beseelt von Liebe und Eifer für die geistige Erhebung des jüdischen Stammes, frei von Dünkel und Protzentum. Nun, freuen wir uns aufrichtig, daß wir diese Zeit erlebt, hoffen wir für die Zukunft Israels einen großen Fortschritt, pflegen wir mit Verehrung die litterarischen Erzeugnisse unserer Zeit, die uns das Judentum in seinem wahren Inhalt erschließen; aber gedenken wir mitten in unserer Freude der Zeit des Verfalls, welche in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts Schrecken erregende Dimensionen angenommen hatte.

Ein geistvoller Historiker hat es soeben unternommen, zu unserer Belehrung ein Buch über jene Zustände unter der westeuropäischen Judenheit zu schreiben, um auf Grund eines umfangreichen Aktenmaterials uns ein zutreffendes Bild von den inneren Vorgängen der westeuropäischen Judenheit gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu liefern. In diesem Werk finden wir ein mit seltener Gründlichkeit geschriebenes Kapitel, betitelt: „Gottesdienstliche Vorstellungen im neunzehnten Jahrhundert." Wir glauben uns unsere Leser zu verpflichten, wenn wir ihnen hier diese interessante Abhandlung aus den Aushängebogen geben, wozu wir durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers in den Stand gesetzt worden sind.

* * *

„Alle Kennzeichen und Merkmale der Decadence der deutschen Judenheit im neunzehnten Jahrhundert — des wichtigsten Teils der westeuropäischen Stammesgenossen —, die wir dem Leser in diesem Buch in seiner erschreckenden Vollständigkeit vorgeführt, finden wir auch in den gottesdienstlichen Einrichtungen aus jener Zeit, die wir, um die Natur der Sache richtig zu bezeichnen, besser „gottesdienstliche Vorstellungen" nennen müssen. Inderthat trug alles, in den Großgemeinden besonders, äußerlich wie innerlich den Charakter des Komödiantenhaften an sich; es sah alles nach der Operette aus, nach der Kulisse, nach Schminke und Mache. Schon der Umstand, daß die Synagogen damals an den hohen Festtagen gleich den Opernhäusern nur gegen Eintrittskarten zugänglich waren — ein Umstand, dem wir übrigens in jener Zeit bei den Gotteshäusern der anderen Konfessionen nicht begegnen — trug viel dazu bei, den Synagogen die äußere Aehnlichkeit mit einem Theatersaale zu verleihen. Im Archiv der Berliner Gemeinde finden wir aus jene Zeit stammende Listen der sämtlichen Gemeindesynagogen, welche ihre Plätze gegen verschiedene Preise vermieteten. Es gab billige Plätze für die minderbemittelten und teuere für die reicheren Klassen. Dementsprechend müssen wir annehmen, daß eine gewisse Rangordnung in der Synagoge geherrscht hat. Oben, an der Seite der damaligen Rabbiner und der Gemeindevorsteher, haben wohl die reichen Gemeindemitglieder Platz gefunden; ganz unten saßen die minderbemittelten Juden. Wir dürfen uns das Bild denken, daß große jüdische Gelehrte, wenn sie zufällig unbemittelt waren, ganz unten ein bescheidenes Plätzchen fanden, oder überhaupt nicht hineingelassen worden sind. Außer den offiziellen Gemeindesynagogen

gab es auch für die hohen Festtage private gottesdienstliche Vorstellungen, was wir aus den Inseraten der jüdischen und politischen Zeitungen jener Zeit entnehmen. Wie es da ausgesehen haben mag, läßt sich heute mangels allen urkundlichen Materials nicht recht feststellen. Aber die Inserate sind so marktschreierisch abgefaßt gewesen, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, jene privaten gottesdienstlichen Vorstellungen haben mit „Theatern" untersten Ranges Aehnlichkeit gehabt. In der That finden wir oft, daß sie in Lokalen, welche für Tingel-Tangels bestimmt waren, veranstaltet worden sind.

Dem Aeußern dieser sogenannten gottesdienstlichen Einrichtungen entsprach auch vollkommen das Innere. Die hebr. Sprache war in vielen Synagogen entweder ganz abgeschafft oder nur auf kleine Bestandteile der Liturgie reduziert. Letzteres war das Schlimmste. Denn eine solche halbjüdische und halb konfessionslos-philisteriöse Liturgie war von Predigern angefertigt worden, welche ohne System und ohne Kenntnis Sätze strichen und dadurch den Zusammenhang zerrissen, manche andere wiederum gräßlich verstümmelten, und so eine Liturgie schufen, die wir noch heutzutage nicht ohne Langeweile durchblättern können.

Einen Hauptbestandteil des Gottesdienstes bildete damals die Predigt; aber nicht die belehrende, begeisternde und erhebende Predigt, sondern ein künstlich zusammen kompiliertes, mühsam einstudiertes und mit schauspielerischem Pathos vorgetragenes Wortgepränge. Zufällig haben wir einen Stoß gedruckter und ungedruckter Predigten aus jener Zeit zur Einsicht erhalten. Wir sind erstaunt, zuerst über die Anmaßung, die darin gefunden werden muß, daß solche fade Deklamationen in allem Ernst dem Publikum als geistige Nahrung geboten werden konnten; dann aber auch über das Bildungsniveau der Synagogenbesucher jener Zeit. Zwar mag als Erklärung für diese traurige Erscheinung dienen, daß das Ende des neunzehnten Jahrhunderts für fast alle Kulturvölker Europas das Zeitalter einer gewissen geistigen Entartung und Verkümmerung war. Wir finden in jener Zeit eine bedenkliche Ueberhandnahme der Kellnerinnen-Romane, der Kokotten-Dramen und der litterarischen Gelegenheitsmacherei; aber auch dieses kann uns keine genügende Entschuldigung bieten für die geistige Oede, die sich spreizende Banalität und geschwätzige Schönrednerei, die wir in den Predigten aus jener Zeit finden. Wir haben zwei Tage mit der eingehenden Lektüre jener Kanzelerzeugnisse zugebracht und empfanden Mitleid mit den Synagogenbesuchern jener Epoche.

Wie der gesangliche Teil des Gottesdienstes ausgesehen hat, können wir in unserer Zeit nicht so genau wissen; aber an Stimmen fehlt es nicht, die uns ein Stimmungsbild aus jenen Tagen geben. Wir haben bereits hervorgehoben, daß die Gebetbuchfabrikanten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die stimmungsvollen Dichtungen aus der jüdischen Liturgie entfernt und sie durch poetische Erzeugnisse der verbierten Litteraturepoche ersetzt haben. Auch die erhabenen Melodien und der erhebende Vortrag waren abgeschafft und dafür Operntöne und Damenchor eingeführt. Daß dies nicht Allen munden konnte, ist noch das einzig Erfreuliche aus jener Zeit, der einzige Lichtpunkt in der geistigen Finsternis. Wir durchlasen mehrere Jahrgänge der „Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift", welche vor etwa hundertundzwanzig Jahren dieser kleinen Minorität als Organ diente. Wir finden da Klagen und Anklagen, Hoffnungen und Befürchtungen, Verdrossenheit und Aerger, — kurz die ganze traurige Stimmung, welche solche Zustände bei den wenigen Bessern hervorrufen mußten. Freilich gefielen sich die offiziellen Vertreter der Gemeinde und ihre publizistischen Eideshelfer bei dem allen in einer suffisanten Selbstgefälligkeit, welche die Merkmale der geistigen Impotenz bildet. Diesen war alles schön und unvergleichlich gut; die Komödie gefiel ihnen, man brauchte sich bei all diesem nicht aufzuregen, und wenn sie aus dem Gotteshause kamen, speisten sie gut und schliefen noch besser. Nachmittag konnte man sich wieder in der „Gartenlaube" Bildung und moderne Anschauungen holen.

Um die Stimmung zu kennen, die erfreulicher Weise bei der kleinen Minderheit über jene trostlosen Zustände herrschte, wollen wir einen aus jenen Tagen stammenden Privatbrief abdrucken, der uns zufällig in die Hände gekommen. Die vergilbten Blätter führen eine deutliche Sprache und muten uns wie ein Seufzer aus tief bekümmertem Herzen an.

„Nach langem Zögern," schrieb unser Gewährsmann, ein Kenner des Judentums aus jener Epoche, „entschloß ich mich doch, das Gotteshaus in diesen Tagen zu besuchen. Du kennst meine Gesinnung und meine Empfindungen und weißt, wie der schreckliche geistige Niedergang des Judentums mir weh thut. Ich wußte, daß der Besuch eines Gotteshauses, wo man der Langweile in solchen Dimensionen begegnet, wo die Liturgie einem verstimmten Leierkasten ähnlich ist, wo die Predigt uns gähnen oder schlafen läßt, daß dieser Besuch mir keine Erhebung und Ermutigung bringen wird. Aber ich wollte doch nicht fehlen; ich wollte meine Zugehörigkeit zu dem kulturhistorisch merkwürdigen Stamme nicht aufgeben. Ich ging nun hin und bin schmerzerfüllt nach Hause gekommen. Nein! dies geht ja rapid und nimmt alljährlich zusehends zu! Dieser Niedergang! Diese Fadheit! Willst Du glauben, daß ich beim sogenannten Gottesdienst einen — national-ökonomischen Vortrag zu hören bekam. Und wenn es wenigstens ein solcher wäre! Aber es war ein schülerhaftes Geschwätz, wie es der Prediger einem Zeitungsartikel entnommen zu haben scheint. Nein, liebster Freund, ich besuche nie mehr eine Synagoge. Was soll aber aus der religiös-sittlichen Erziehung meiner Kinder werden? Aus diesem Dilemma komme ich nicht hinaus. — — —"

Es ist dies der Aufschrei einer Seele, welche sich von solchen unwürdigen Vorgängen angewidert fühlte. Wir können diesen Aufschrei sehr gut verstehen. Es vervollständigt dies unser Bild von den damaligen gottesdienstlichen Einrichtungen, die wir deshalb „gottesdienstliche Vorstellungen" nennen. Die traurigen Erscheinungen aus jener Zeit werden uns dadurch näher gerückt . . . ."

* * *

In Wahrheit zählen wir das Jahr 1896 und haben in diesen Tagen das Neujahrsfest des jüdischen Jahres 5657 gefeiert; aber der Historiker des einundzwanzigsten Jahrhunderts wird so über unser Zeitalter schreiben — — —.

Berlin, 14. September 1896. Dr. S. Bernfeld.

# Eine Notlage unserer Orthodoxie.

II. M. Frankfurt a. M., im Sept.

Das Triumvirat der Orthodoxie in Deutschland war Dr. Lehmann-Mainz, Samson Raphael Hirsch-Frankfurt und Dr. J. Hildesheimer-Berlin. Die beiden ersten ruhen in einem bessern Jenseits, der letztere möge noch lange „jubelnd ernten, was er mit Thränen gesäet!"

Als die orthodoxe Gemeinde in Mainz ihres Führers beraubt wurde, da trat schon die große Verlegenheit hervor, die Lücke entsprechend auszufüllen. Es war aber keiner da, der für den entschlafenen Dr. Lehmann hätte Ersatz leisten können. Dr. Lehmann war gewiß keine Größe im absoluten Sinne des Wortes; er hätte gewiß von den „Großen in Israel" nicht den Titel גאון oder auch nur גדול erhalten. Aber er war, — das kann man nicht bestreiten, — eine Säule der Orthodoxie, und als diese einstürzte, da empfand man, daß der Orthodoxie ein Vorrat an „Säulen" fehlte. Herr Dr. Bondi, in Ehren der Nachfolger des Dr. Lehmann, ist einer der achtungswürdigsten Rabbiner unserer Zeit; aber ein — Dr. Lehmann ist er nicht und wird er nie sein. Er ist auf manchem Gebiete sogar mehr als sein Vorgänger, z. B im Arabischen, wo er an der Derenbourgschen Saadiah-Ausgabe ein hervorragender Mitarbeiter ist, aber was Dr. Lehmann als Säule der Orthodoxie gewesen, das ist er nicht. —

Noch empfindlicher trat dieser Mangel an nachwachsenden Führern hervor, als der Tod die Frankfurter orthodoxe Religions-Gesellschaft ihres Führers, des greisen Samson Raphael Hirsch, beraubte. Hirsch war nicht nur eine relative Größe, er war ein wahrhaft großer Mann. „Nehmt alles nur in allem: er war ein Mann!" — Dies stolze Wort Hamlets konnte man ohne Einschränkung auf S. R. Hirsch anwenden. Als aber die Orthodoxie dieses ihres großen Führers beraubt wurde, da fühlte sie sich im einfachen Sinne des Wortes wie eine Herde ohne Hirten. Wer sollte Hirschs Nachfolger werden? Wer sollte das Lebenswerk Hirschs erhalten und gedeihlich fortführen. Um eine richtige Antwort auf diese Fragen war die Orthodoxie Frankfurts in der größten Verlegenheit. Ein Kind dieser Verlegenheit war die Wahl des Herrn Dr. Breuer. Unter all den orthodoxen Rabbinern, die in ihren Gemeinden ein Lehmann oder ein Hirsch im kleinen sind, war kein einziger, der auch nur in Frage kommen konnte; und unter den Herren, die in ihrer Gemeinde ein Hirsch im großen sein wollen, die licet venia verbo, Hirsch „überhirschen", die die Orthodoxie durch anmaßliche Uebergriffe in die intimsten Familien-Verhältnisse zur Fratze verzerren, konnte erst recht in Frankfurt keiner in Betracht kommen. —

Aus dieser Verlegenheit allein läßt sich die Wahl Breuers in Frankfurt begreifen. Breuer hatte den Vorzug, kein — Deutscher zu sein. Seine Vergangenheit war wenigstens eine leere Tafel. Er hatte den Vorteil, unbekannt zu sein. Ihm konnte man wenigstens ungestört alle mögliche Größe und Bedeutsamkeit zuschreiben, von ihm konnte man erzählen, er sei der größte Talmudist der Gegenwart, er habe aus seiner Gemeinde Papa ein kleines Jerusalem gemacht. Rührende Schilderungen, wie unglücklich sich die Gemeinde Papa fühle, ihren Führer an Frankfurt abgeben zu müssen, konnten wenigstens durch keine wohlbekannte Thatsache, daß man sich freue, den Fanatiker los geworden zu sein, Lügen gestraft werden, wie das bei Besetzung durch einen orthodoxen Rabbiner aus Deutschland leicht hätte der Fall sein können. Wenn in Deutschland nicht die zu Führern prädestinierten orthodoxen Rabbiner fehlten, man hätte sich in Frankfurt am allerwenigsten einen Rabbiner aus Ungarn verschrieben. Besitzt ja für Frankfurt schon das übrige Deutschland eine gewisse Unterwertigkeit, um wie viel mehr Ungarn. Aber wenn die Decke zu kurz ist, so muß man sich eben nach ihr strecken. —

Wie groß die Notlage der Orthodoxie ist, das empfand man neulich, als es hieß, Dr. Breuer wolle nach Wien gehen, in Frankfurt noch drückender als früher. Man fürchtete das Feuer einer Mißwahl noch viel mehr, weil man sich schon einmal verbrannt hatte, und die Furcht vor noch schlimmerem Brande hatte sogar ein gewisses Bedauern gezeitigt, daß man die bisherigen Schmerzen los zu werden Aussicht habe. Die Einsichtigsten standen ratlos da, sie sollten ein יש מאין schaffen, ein etwas aus nichts, und man fürchtete sehr, daß aus nichts — — nichts wird. —

Die Verlegenheit war so groß, daß man in Frankfurt sogar die Möglichkeit ventilierte, Herrn Rabbiner — Dr. Horovitz-Frankfurt als Nachfolger Breuers zu berufen. Herr Dr. Horovitz wäre ja allerdings die geeignetste Persönlichkeit für diese Stelle; ihm fehlt keine der Eigenschaften, die diese Stelle erfordert, und er besitzt auch in hohem Grade die Achtung und Freundschaft aller Mitglieder der Religionsgesellschaft. Aber ihm fehlt eines: Hirsch hat es ihm nie verziehen, den Ruf als orthodoxer Rabbiner der Hauptgemeinde angenommen zu haben. Man weiß, daß Hirsch s. Z. die Visite des Dr. Horovitz zurückgewiesen hat. Aber war es nicht eine grausame Ironie der Verhältnisse, daß gerade Dr. Horovitz als der einzige, wirklich geeignete Nachfolger Hirschs dastand? Das kennzeichnet am besten die Situation und die Notlage der Orthodoxie. —

„Nur eine hohe Säule zeugt von entschwundener Pracht"; Herr Rabbiner Dr. J. Hildesheimer. Möge es ihm noch lange vergönnt sein, als Krone seiner Partei zu glänzen! Aber wenn der große Lehrer Moses bei seinem Leben für seinen Nachfolger sorgte, so darf man doch wohl auch hier die Frage aufwerfen: wer wird einst hier die Fahne ergreifen, wenn sie nach Gottes Ratschluß dieser festen Hand entsinken wird? Und die Antwort — — — —

Was die Ursache dieser Notlage ist, soll hier nicht ausführlich erörtert werden. Nur auf einen Punkt wollen wir hinweisen, der als ein wesentlicher Faktor dabei mitgewirkt hat: die Vergötterung, die mit Lehmann, Hirsch und Hildesheimer getrieben wurde. Diese Führer und Lehrer der Orthodoxie wurden nicht wie höherstehende Mitarbeiter betrachtet und behandelt, sondern wie höhere Wesen, wie eine Art Engel. Hirsch wurde von einem seiner Grabredner mit dürren Worten über Mosche Rabbenu gestellt. Und so auch bei Lebzeiten; das orthodoxe Triumvirat war über das Maß des Menschlichen hinausgehoben. Das waren Sonnen, die keinen Stern neben sich dulden, und die

auch thatsächlich nicht freundschaftlich nebeneinander wandelten. Die göttliche Glorie, die jeden einzelnen umstrahlte, duldete nichts Glänzendes neben sich, ganz im Sinne des anfangs der Sonne an Größe gleichen Mondes: „Wie können zwei Könige eine Krone tragen?“ — Neben solchen gottgleichen Menschen kann keine Größe sich entfalten. Jeder Widerspruch ist da Ketzerei, jede abweichende Meinung Blasphemie. Eine Nüance weniger Ehrfurcht vor diesen Gottmenschen könnte den Schüler in die schlimmste Lage bringen. Selbständige Persönlichkeiten, große Charaktere können sich in solcher Unfehlbarkeits-Atmosphäre nicht entfalten. Und so kommt es eben, daß es heute der Orthodoxie an Männern, an Größen, an Autoritäten fehlt.

---

# Gemeindebilder.

## II. Auf- und abwärts des Rheins.

### I.

C. Köln, 12. September 5657.

Wo sind die schönen Zeiten hin? Unser seliger Rabbiner Dr. Israel Schwarz war einst nach einer nahegelegenen Stadt als Sachverständiger geladen. Daselbst hatten einige Gemütsmenschen eine zwischen ihnen und ihrem Rabbiner schwebende kleine Differenz in derselben Weise ausgeglichen, wie sie zur „Krönung“ einer Kirmeßfeier üblich ist, d. h. auf dem nicht ungewöhnlichen Wege einer Rauferei. Da die Leute „schlagfertiger“ waren als der Seelenhirte, so wurde letzterer zeitweilig verhindert, Dienst zu thun. Die erwähnten Biedermänner beschlossen, die Trauer der Synagoge um diese unfreiwillige Enthaltsamkeit durch eine zweite Heldenthat zu feiern, und den am Rosch haschanah-Abend das Gotteshaus besuchenden Andächtigen wurde die Ueberraschung zuteil, daß sie die Kanzel — schwarz behängt vorfanden. Die unerquickliche Affaire, deren Beteiligte bereits sämtlich tot sind, soll nicht wieder aufgefrischt werden. Blos ein Moment aus der Gerichtsverhandlung soll der wohlverdienten Vergessenheit entrissen werden: Der selige Dr. Schwarz beantwortete nämlich die Frage des Gerichtspräsidenten, ob er sich ärgern würde, wenn man ihm in nicht üblicher Weise am Rosch haschanah die Kanzel schwarz dekorieren würde, mit den klassischen Worten: „Ich ärgere mich niemals!“ .. —

Wo sind die schönen Zeiten hin, frage ich nochmals, da der Kölner Rabbiner sich niemals zu ärgern brauchte! Freilich war Schwarz seelsorgerischer Alleinherrscher in unserer rheinischen Metropole, was heute, da die Gemeinde und die religiösen Gegensätze gewachsen sind, naturgemäß nicht mehr der Fall sein kann, und in der Kölner Gemeinde dazumal noch der alte jüdische Geist von vor 1847 lebte, in welchem gesegneten Jahre die Vorsteher kraft ihres Amtes theologische Gelehrte wurden und die Kultusbeamten pensionsunberechtigte Schamoßim.

Ich sprach von „religiösen Gegensätzen“, das muß etwas klargestellt werden. Im eigentlichen Sinne kann von solchen hierorts nicht die Rede sein, denn gottesdienstlich giebt es hüben und drüben fast gar keine Unterschiede und die Trennung der Gemüter ist mehr eine — platonische. Die Hauptgemeinde, welche, entgegen der Mitteilung in einer früheren Nr. Ihres Blattes, die neue Synagoge mit unverändertem alten Ritus einrichtet, — an der Stelle, wo die jetzige steht, soll über 100 Jahre Dünner „ausgehauen“ werden — denkt an keine offiziellen Neuerungen, denn um Orgel, Abschaffung einiger Piutim und deutscher Haftarah streiten in unserer Zeit vernünftige Menschen überhaupt nicht mehr. Wenn trotzdem hier eine streng orthodoxe Gemeinde nebenher besteht, die durch eine noch streng-orthodoxere und noch kleinere übertrumpft wird, so dient dieser Sport nur zur Abkühlung für erhitzte Gefühle, und um die Hauptgemeinde sowie ihren Rabbiner zu ärgern, — was beiden ganz vorzüglich bekommt.

Aber es giebt doch Zündstoff innerhalb der Gemeinde. Darin unterscheidet sich das altehrwürdige Köln nicht von anderen Gemeinden in Israel. So z. B. hat man dem bewährten Rabbiner, der durchaus noch nicht den Eindruck der Invalidität hervorruft, vor einigen Jahren einen zweiten Rabbiner angehängt, welcher ihn in Behinderungsfällen vertreten soll. Letztere sollen aber, einem on dit zufolge, noch niemals eingetreten sein, wodurch die Behaglichkeit des „Zweiten“ auch nicht gerade erhöht wird.

In der Gemeindevertretung, welche von jeher im heimlichen Dunkel tagte, — was ihr verschiedentlich sehr übelgenommen wurde — und der eine Verjüngung, wie bei der Armee, nicht schaden könnte, sitzt ein leibhaftiger höherer Gerichtsbeamter, der es nicht „unter seiner Würde“ hält, sich der Interessen der Gemeinde kräftig anzunehmen. Die Gemeinde-Institutionen sind auch in gutem, die Volksschule sogar in sehr gutem Zustande, im Krankenhause werden von einer bewährten Kraft auch „Schwestern“ ausgebildet und mit einer Uniform versehen, welche ebenso wirksam ist, wie ein — Heiratsbureau. Unsere Damen sollen diese Einrichtung sehr eifrig und liebevoll fördern, weil sie infolge derselben die schönen Moralreden des Herrn Rabbiners, wenn er die Gemeinde mit „meine Brüder und meine Schwestern“ anredet, nicht mehr auf sich zu beziehen brauchen.

Daß hier ein Litteraturverein besteht, ist selbstverständlich. Er wird von kräftiger Hand zielbewußt geleitet und stand früher in schönster Blüte. Aber in den letzten Jahren sammelte sich in demselben immer mehr Explosionsstoff an, welcher geeignet ist, die ganze übliche Vereinsmeierei in die Luft zu sprengen. Ein kleiner Zeitungskrieg hat dies im vorigen Winter trefflich illustriert, hat aber auch verschiedene Kriselchen im Gefolge gehabt. Was noch übrig bleibt, verdirbt die Modethorheit „Zionismus“. Diese schleichende Krankheit hat den Verein seit langem heimgesucht. Der Arzt, welcher alle Schäden der Judenkrankheit durch das sympathetische Mittel „Zionismus“ heilen will, garantiert jedem, der sich ihm anvertrauen will, kurzen Prozeß zu machen, trotzdem er — Rechtsanwalt ist.

Im übrigen bleibt Köln — Köln. Geht man auch in den Ansichten auseinander, so geht man zusammen in „Hänneschen“ und der Lokalpatriotismus führt die getrennten Gemüter wieder zusammen. Und die Kasualien werden hier wie im ganzen Rheinland nobel honoriert, trotzdem die allerreichsten Leute bereits ausgestorben sind. Falls eine vorübergehende Auferstehung der Toten eintreten sollte, wird unser erster Rabbiner Millionär, der zweite bleibt aber auch dann ein armer L . . . . .

Mehr weiß ich von hier nicht zu berichten, und wende mich, freilich mit geringerer Ausführlichkeit, den anderen Gemeinden des Rheinlandes zu.

# Wochen-Chronik.

Berlin, den 16. September.

— **Der D.-I. G.-B. an der Arbeit.** Der Ausschuß des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes hat die Propaganda für die Gründung von Bezirksverbänden der jüdischen Gemeinden Deutschlands, mit der sich der jüngste Gemeindetag im Prinzip einverstanden erklärt hat, in die Hand genommen. Die Vorstände der Rabbinatsgemeinden, die Rabbiner Deutschlands und die Delegierten des Bundes werden durch besondere Anschreiben um ihre Mitarbeit ersucht. Die Oberleitung der Verbände nimmt der D.-I. G.-B. eo ipso für sich — als der „Zentralvertretung*) der deutschen Judenheit" — in Anspruch. Dem Ausschuß scheint jedoch nicht unbekannt zu sein, daß der Bund, wie er nach dem Tode des seligen Jakob Nachod geworden, sich im Lande nur sehr geteilter Sympathien erfreut, denn er läßt der Proklamierung seiner Oberhoheit die sehr unmajestätisch klingende Versicherung voraufgehen, daß die Zentralleitung „durchaus nicht befehlen, sondern Dienerin und Vermittlerin für die Bezirksverbände sein" solle. Wie der Ausschuß sich diese „Dienerschaft" — die, beiläufig, kaum jemand beansprucht — denkt, das möge durch folgende Thatsache illustriert werden. In der Vorversammlung des jüngsten Gemeindetages wurde gegen die Wahl des Herrn Syndikus Dr. Minden in den Ausschuß protestiert, weil es verlautete, Herr Dr. M. solle zum Bundesvorsitzenden gewählt werden und ein Mitglied der Reform-Gemeinde, die trotz ihres Alters isoliert innerhalb der deutschen Judenheit steht, doch unmöglich an der Spitze eines D.-I. Gemeindebundes stehen kann. Zur Beruhigung der Gemüter erklärten Freunde des Herr Dr. M., daß er eine solche Wahl nicht annehmen würde, worauf er am folgenden Tage anstandslos in den Ausschuß wiedergewählt wurde. In der konstituierenden Sitzung des Vorstandes wurde Herr Dr. M. auch richtig nicht gewählt, doch hieß es, er habe sich bereit erklärt, in Gemeinschaft mit einem hiesigen Rechtsanwalt einen der beiden Vorsitzenden zu vertreten. Am 7. d. M. erfolgte die erste öffentliche Kundgebung des neuen Bundesvorstandes; diese erste Kundgebung trägt nur zwei Unterschriften; die des Vorsitzenden, Professor Philippson, und gleich daneben die des — Dr. Minden. Wer wollte es den Gegnern der Bundesleitung verargen, wenn sie mutmaßen, daß man hier auf dem Wege der Hintertreppe erreichen will, was auf der Vordertreppe versagt worden!

*) Um diese immer wiederkehrende Phrase zu verstehen, muß man Zahlen sprechen lassen. Im deutschen Reiche giebt es unseres Wissens ca. 3000 Gemeinden und Gemeindchen. Von diesen gehören — 417 als ordentliche Mitglieder dem Bunde an; rechnet man noch drei korporative Mitglieder (Verbände Ostpr. mit 40, Oberschlesien mit 13 und Westfalen mit 11 Verbandsgemeinden) hinzu, so gewinnt man die Zahl von 481 unter 3000 Gemeinden. Sodann ist zu berücksichtigen, daß die Gemeindemitglieder kaum etwas von der Zugehörigkeit ihrer Gemeinde zum Bunde, ja von der Existenz des Bundes wissen, — und trotzdem „Zentralleitung der deutschen Judenheit!"

— **Prozeß Sedlatzek.** Um den Schutz des „Judengottes" gegen Beschimpfungen handelte es sich bei dem Strafprozeß gegen den antisemitischen Redakteur Sedlatzek, der am Dienstag sich vor der Strafkammer des Landgerichts II verantworten sollte. Der Angeklagte ist beschuldigt, durch einen Artikel unter der Ueberschrift „Der jüngste Ritualmord" öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott gelästert und dadurch ein Aergernis gegeben, sowie die mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende jüdische Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder ihre Gebräuche beschimpft zu haben. Die Strafkammer hatte den Angeklagten freigesprochen, weil nach ihrer Ansicht § 166 St.-G.-B. verlange, daß direkte Schimpfworte in Anwendung gebracht sein müssen. Das in der „Jur. Wochenschr." veröffentlichte und von uns s. Z. kurz reproduzierte Erkenntnis des Reichsgerichts ist nach mehreren Richtungen hin interessant, so daß wir es hier ausführlicher wiedergeben. Das freisprechende Erkenntnis ist vorwiegend aus folgenden Gründen aufgehoben und die Strafsache an das Landgericht II. verwiesen: Allerdings müsse der Angriff beim Beschimpfen durch eine Roheit oder besonders verletzende Form des Ausdrucks sich kennzeichnen, wodurch an sich die Verachtung oder Nichtachtung dessen, was Achtung und Verehrung erfordert, kundgegeben wird. Damit sei aber nicht gesagt, daß beschimpfende Aeußerungen bezw. eine Beschimpfung im Sinne des § 166 Str.-G.-B. nur vorliegen können beim Gebrauche sogenannter Schimpfworte. Es werde sich vielmehr namentlich fragen, ob nicht im Falle der Behauptung oder Verbreitung von Thatsachen in Bezug auf „Gott" — insbesondere den „Judengott", d. h. den Gott nach Maßgabe der jüdischen Religionslehre — oder in Bezug auf eine Religionsgesellschaft, z. B. wie hier die jüdische, oder deren Einrichtungen und Gebräuche eine Beschimpfung auch dann vorliege, wenn die behauptete Thatsache an sich schimpflicher Art ist, mag auch die Form, in der die Beschimpfung aufgestellt wird, eine besonders rohe nicht sein, namentlich des Gebrauchs sogenannter Schimpfworte entbehren. Diese Frage ist nach dem Urteil des Reichsgerichts zu bejahen. Es seien Thatsachen so ehrenrühriger Art denkbar, daß ihre Zurückführung auf eine Person, eine Gesellschaft, auf gewisse Einrichtungen oder Gebräuche für diese selbst geradezu schimpflich sei. Der Glaube an die Wahrheit der ehrenrührigen Thatsache nehme der Behauptung nicht den Charakter der Beschimpfung. Die Thatsache selbst an sich sei schimpflich. Hiermit solle nicht ausgesprochen werden, daß der gute Glaube für den Thatbestand des § 166 garnicht von Einfluß sein könne, vielmehr sei anzuerkennen, daß soweit es in subjektiver Beziehung auf das Bewußtsein von dem beschimpfenden Charakter der Aeußerungen ankommt, dies möglicherweise durch den guten Glauben an die thatsächliche Richtigkeit der aufgestellten Behauptungen ausgeschlossen sein kann.

— **„Zionisten" wider Willen.** Zum Zionisten gestempelt zu werden ist ein Schicksal, das einem bedeutenden Manne heute leicht begegnen kann. So hieß es kürzlich in einem Wiener Blatte, Professor Deutsch aus Cincinnati, der zur Zeit in Europa weilt, habe in einer Zionistenversammlung

zu Brünn das erwachende Nationalgefühl der Juden freudig begrüßt — eine Behauptung, gegen die der Zionist wider Wissen und Willen bereits in der nächsten Nummer energisch Verwahrung einlegte. Professor Deutsch berührt dabei denselben Gedanken, mit dem seine jetzt wieder sehr aktuelle Skizze „Die jüdische Nationalität“ (Wochenschrift von Rahmer 1893, Nr. 42) schließt: „Ich würde es für ein Unglück halten, wenn Israel, statt nach Jesajas Weissagung mit Egypten und Assur ein Segen im Lande zu sein, neben Serbien, Montenegro und Armenien ein Fluch sein sollte“. Auch der englische Schriftsteller Zangwill, der sich bei der Debatte über Herzls Rede im Londoner Makkabäerklub hinter leichter Ironie versteckte, sieht sich einigen Blättern des Kontinents gegenüber, die ihn mit der Idee des Judenstaates in Verbindung bringen, zu einer deutlichen Erklärung veranlaßt. Seine Beziehungen zu „dem letzten Prediger einer alten Idee“ seien nur oberflächlich, sagt er im American Israelite. Dann erzählt er, wie „der sonderbare, vom Himmel gefallene Besucher“ binnen drei Tagen ein Meeting zusammenbrachte, in diesem London, „wo man das beste Diner nicht ißt, ohne wochenlang vorher eingeladen zu sein!“ er schildert den Eindruck, den der schlanke, schwarzbärtige Journalist, „a fine figure of a man“, mit seiner glänzenden Beredsamkeit auf seine Zuhörer machte; die fieberhafte Thätigkeit, in die Herzl sich stürzte, um dem Vorwurf, er sei ein Träumer, zu entgehen, und die ihn bis zur Audienz beim Sultan oder wenigstens dessen Großvezier führte. „Aber während er wichtige Erfolge erlangt zu haben meint, behaupten seine Gegner, der verschlagene Türke habe ihn einfach zum Besten gehalten“, und während er, mit den höchsten Ehren überschüttet, die hohe Pforte verließ, sei schon der telegraphische Befehl nach Palästina geflogen, das Gesetz gegen die Einwanderung der russischen Juden mit größter Strenge zu handhaben! Auch Zangwill betrachtet Herzls „scheme“ als einen Rat der Verzweiflung; aber während dieser seine ganze Staatsschrift auf der Ueberzeugung aufbaut, daß nicht die schlechten, sondern die guten Eigenschaften der Juden den Antisemitismus erregen, sagt der Dichter des modernen Ghetto offen: „Ich fand die Wiener Juden nicht alle unsträflich. Zu viele von ihnen sind auf dem Geldmarkt, zu viele prahlen mit dem Reichtum, den ihnen diese Taschenspielerarbeit (jugglery) errungen“. . . . Israel ist kein Volk im gewöhnlichen Sinne; eine geistige Idee ist es, die uns vereint, und ein Appell an die bloße Gemeinschaft des Blutes muß wirkungslos verhallen . . . . „Wo Juden Materialisten werden, muß man sie ihrem Schicksal überlassen.“ Im übrigen giebt Zangwill die Versicherung, daß sich in England, wenn nicht etwa neue Verfolgungen auf dem Festlande ausbrechen, trotz Meeting, Maccabaeans und Herzl-Komitee*) kein Finger zu werkthätiger Hilfe bei der Gründung des Judenstaates regen wird.

X. Yard.

— **Freimaurer und Juden.** Die Beschuldigungen gegen Juden und Freimaurer gleichen sich wie ein Ei dem andern. So hat Leo Taxil einen starken Band über „die Morde der Freimaurer“ veröffentlicht, der sich wie ein antisemitisches Pamphlet liest, und gleich der Alliance israélite wird der Zentralleitung der Freimaurer nachgesagt, daß sie „die Ausrottung des Christentums und die geheime Herrschaft über die Völker mit den gemeinsten Mitteln und zu den gemeinsten Zwecken beabsichtige.“ (Aus dem Schreiben des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen an den deutschen Kaiser.) Auch scheinen, gleich Aron Briman und Paulus Meyer, die Eideshelfer der Beschuldigungen gegen Freimaurer, — Miß Vaughan und Margiotha — Konvertiten zu sein. Nur ein wesentlicher Unterschied besteht. Die „Germania“, welche zu den Verleumdungen der Juden geschmunzelt hat, ist von den Anklagen gegen die Freimaurer nicht weniger als entzückt, sie glaubt vielmehr, daß die katholische Sache durch die „Enthüllungen“ kompromittiert werde. Der preußische Prinz schreibt an den Kaiser von den Angriffen, die „besonders in den Blättern der katholischen Zentrumspartei gegen die Freimaurerei und ihre Lehren geschleudert werden, die zum Teil so unsinnige Mitteilungen enthalten, daß sie ein eigentümliches Licht auf die Intelligenz der Leser werfen, für welche sie geschrieben sind.“ Wort für Wort, als ob es sich um die üblichen antisemitischen Verleumdungen handelte. — Es scheint „aufklärend“ gewirkt zu haben, daß ein preußischer Prinz in einem offiziellen Schreiben an den deutschen Kaiser sich der Freimaurer angenommen hat.

— **Die Juden in China.** Die in London erscheinende „Jewish Chronicle“ schreibt: Li-Hung-Chang hat England verlassen. Sein Besuch hat uns die Thatsache in Erinnerung gebracht, daß in Tien-Tsin, dem Wohnorte des Staatsmannes, Juden seit dem Jahre 1858 leben. Obgleich die fremden Juden, wie alle andern Europäer, sich dort unter der Jurisdiktion ihrer Konsuln niedergelassen haben, so verdanken sie doch sehr viel Li-Hung-Chang, welcher ihnen das Recht verschaffte, in der Stadt wohnen und mit Eingeborenen unbeschränkt verkehren zu können. In China soll es seit zweitausend Jahren Juden geben, ohne daß dieselben je in ihren Religionsübungen gestört worden wären. Thatsächlich machen die Chinesen zwischen Moslem und Juden keinen Unterschied und betrachten alle Andersgläubigen mit gleichem Mißfallen, wie die christlichen Missionare zu ihrem Leidwesen erfahren mußten. Die jüdische Niederlassung in Kae-fung-foo, in der Provinz Ho nan ist fast verschwunden und die Juden (welche dort unter dem Namen Taou-kin-Redow, als diejenigen, „die die Sehnen aus dem Fleische entfernen“, bekannt waren) sind fast ganz mit der dortigen Bevölkerung assimiliert. Von der dortigen Synagoge ist kein Stein mehr vorhanden. Ihre eigene Ueberlieferung führt ihren Ursprung auf den Stamm Ascher zurück. Obgleich sie das Hebräische vergessen und längst aufgehört haben, ein unterscheidendes jüdisches Ritual zu beobachten, so enthalten sie sich doch immer noch des Genusses von Schweinefleisch, gehen keine Heiraten mit Eingeborenen ein und haben ihren eigenen Friedhof. Eine Steinplatte mit einer hebräischen Inschrift, welche offenbar aus der Synagoge stammt, wird von dieser „verwaisten Kolonie“ noch aufbewahrt, einem traurigen Ueberbleibsel einer jüdischen Gemeinde.

---

*) Bei einem Diner, das die Makkabäer Herzl am anderen Tage gaben, beschloß man, ein kleines Komitee zur Prüfung seiner Idee zu bilden, das jedoch mit den Makkabäern selbst in keinem Zusammenhang stehen soll.

# Feuilleton.

## Die Sukkah des Judentums.

Von Dr. J. Niemirower.

Judentum und Sukkah — scheinbar sind es inkommensurable Größen. Das Judentum ist eine altehrwürdige Burg, die den Stürmen der Zeiten getrotzt und über die zerstörenden Mächte des Geschichtslebens gesiegt hat, und die Laubhütte vermag weder dem Sturme, noch dem Winde, noch besonders dem zerstörenden Willen des Menschen zu widerstehen. Unsere Religion ist unser geistiges Heim für ewige Zeiten, der Laubhütte hingegen stimmt ihr Meister gleichsam schon bei der Geburt den Grabgesang an. Ein böses Gewitter vertreibt uns aus der Festhütte, während das Judentum uns Schutz und Zuflucht gewährte, so oft Nebel unseren Himmel umwölkten, so oft Donner und Blitz die Lebensbahn Israels schier unwegsam machten.

Trotz dieser Gegensätze haben Judentum und Laubhütte viele Aehnlichkeiten, so daß unsere Sukkotwohnung als Symbol des Judentums betrachtet werden darf.

Das zeremonielle Gehäuse, das der Jude errichtet zur Erinnerung an das Wanderleben und die Wanderwohnungen unserer Vorfahren bei ihrem Auszuge aus Egypten, ist eine Nomadenwohnung und entbehrt gewöhnlich jeder Sicherheit wider die Launen der Natur und jede Pracht architektonischer Vollendung. Das Judentum, das durch die Jahrtausende gewandert und in allen Ländern der Erde sein Nomadenzelt aufgeschlagen, gleicht nun unserer Festhütte trotz seiner innern Kraft und seines ästhetischen Reichtums. Denn unsere Religion ist vergänglich als Palast und Tempel, ist aber unvergänglich als Laubhütte. Das alte palästinaische Judentum, das der Tempel zu Jerusalem versinnbildlichte, das tapfere Krieger und organisierte Priester mit Begeisterung verteidigten, das auf einem festen Boden fußte und in einem glänzenden Staatsleben wurzelte, ging im Meere der Zeiten unter, fiel dem Todesengel der Geschichte zum Opfer. Das neue Judentum hingegen, das den alten Geist der Offenbarung in die Welt getragen, erhielt sich und seine Bekenner ohne Tempelfestung in der Wüstenwanderung unseres Exillebens und erzwang sich die Verehrung aller, die dem geistigen Heidentum Altäre errichten. Das Judentum als festes Gebäude hatte keinen Bestand, als Laubhütte aber besteht es heute noch. Die Säulen des Tempels, die Salomos Weisheit und Chirams Meisterschaft gefestigt, fielen vor dem Feinde. Die Hüttenwände des talmudischen Judentums hingegen, die Rabbi Jochanan gebaut, erwiesen sich als unzerstörbar im Kampfe der Jahrtausende. Wie unsere Festhütte, zertrümmerte oft die menschliche Willkür unsere Religionshütte, sie verbot die Befolgung des Gesetzes und das Studium der Thora, aber nach kurzer Zeit feierte die Laubhütte des Judentums ihren Wiederaufbau und ward zur Festwohnung Israels.

Dieses Judentum des bedrängten und bedrückten Israel zeigt sich allerdings dem Forscher als ein Nomadenhaus mit Interimswänden, Naturboden und Himmelsdach, aber die traditionellen Sukkotgäste: Abraham, Isak, Jakob, Mose, Ahron, Josef und David fühlten sich heimisch in diesem Hüttentempel des Judentums. Denn der echte und rechte Geist unserer Religionswahrheiten umgab diese Hütte Israels. Erscholl der unerbittliche Ruf in unserer Geschichte: „Gehe aus deinem Geburtsorte und aus dem Hause deines Vaters“, — wurde unsern Vätern der Wanderstab in die Hand gedrückt, so trugen sie die Bretter ihrer zerstörten Religionshütte mit sich, und Abraham, der mutige und gottvertrauende Wanderer, zog ihnen voran. Ward Israel zum Lamm des Opfers erkoren, um seines Glaubens willen verfolgt, verwandelte sich das Zelt Israels in einen Altar und Jizchak, das Opfer von Moria, bewunderte die Aufopferungsfähigkeit seiner Nachkommen. In der Hütte Israels wirkten vorbildlich Jakob als Muster der Thatkraft, Josef als Meister der Selbstbeherrschung, Mose als Prophet des Höchsten, Ahron als Priester des Friedens und David als König der Betenden.

Die Judenheit fühlte sich in dieser seiner Laubhütte, die die geistigen Bildnisse ihrer Helden barg, sicherer als in einer Festung und zufriedener als im alten Prachttempel zu Jerusalem. Erst in der Gegenwart ist für Viele ein Hüttenjudentum nicht ästhetisch und sicher genug. Ein Prachtjudentum ist die Losung des Tages. Einen Bau mit himmelragendem Turm, und eine Stadt mit sturmtrotzenden Wällen wollen die Meister, die uns in der Gegenwart meistern, errichten dem erhabenen Geiste des Judentums.

Diese Gegner eines Hüttenjudentums geben sich einer Täuschung hin, wenn sie glauben, der Seele der Religion zu dienen mit ihrem Turmbau; sie dienen in Wirklichkeit dem Körper des Glaubens; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß das Seelische der Religion sich in einer Hütte besser entfaltet als in den Wunderbauten unserer alten Geschichte. Der Körper des Judentums soll — Israel, das wahre Gotteshaus — unser Familienhaus sein. In Wirklichkeit wird jedoch gegenwärtig ein neuer Körper für unseres Glaubens Geist konstruiert, weil man selbst nicht mehr dieses Geistes Träger ist und die größte Aufmerksamkeit wird dem Synagogenleben geschenkt, weil unsere Häuser keine Gotteshäuser mehr sind.

Wenn man ein- und dasselbe Symbol zur Verdeutlichung entgegengesetzter Gedanken gebrauchen darf, so kann man, die Synagoge mit der Laubhütte vergleichend, sagen: Unsere Väter sahen in ihrem Hause den Zentralpunkt des religiösen Lebens und im Bethause eine Festhütte, in die man zu bestimmten Stunden, bei bestimmten Anlässen wandert, um alte Erinnerungen und neue Gedanken zu wecken fürs Leben im Kreise der Familie. Wir hingegen sehen in der Synagoge das Judentum, das wir aus unsern Häusern verbannt, das gegenwärtig wie die Laubhütte keinen Schutz wider herbstlichen Sturm noch Schirm gegen sengende Sonnenglut gewährt.

Das Bethaus ist für Viele das alleinige Heiligtum geworden und auch dieses suchen so Manche nur im Tischrimonat auf. Sie kümmern sich wenig um die Festhütte — die Synagoge vertritt ja deren Stelle. Dieses modernste Judentum ist der „koschern“ Laubhütte nur darin ähnlich, daß es mehr Schatten als Licht spendet, im übrigen aber der unbrauchbaren Laubhütte gleicht, die entweder zu hoch oder zu niedrig ist.

Entweder besteigt das jüngste Israel die Himmelsleiter phantastischer Ideale, ohne im praktischen Leben Religion und Moral zu bethätigen oder es erniedrigt das Judentum

zu einer formalen Bethätigung ohne religiöses Seelenleben. Wir wollen aber angesichts des Festes nicht die Hoffnung aufgeben, das trotzdem noch wieder errichtet werde die eingestürzte Hütte des geschichtlichen Judentums, die nach der Verheißung des Propheten uns dienen werde „zur Beschattung vor der Sonne Glut und zum Schutze vor des Regens Flut.“

## Eine Toilettenfrage.

Daß die polnischen und russischen Juden ihre Tracht als eine spezifisch jüdische betrachten und sie demgemäß in den Bereich ihrer Orthodoxie ziehen, das kann nicht auffallen; das ist ja der Versteinerungsprozeß, der das Gewordene festhält und um das Werden sich nicht kümmert, ja mit Absicht vor demselben die Augen verschließt und dann die versteinerte Fliege im Bernstein als eine dem Bernstein notwendig zukommende Eigenschaft hinstellt.

Mir fällt da der Ausspruch eines polnisch-jüdischen Kurgastes in einem Badeorte ein. Dieser wurde von einem deutschen Freunde ermahnt, doch nicht im Bade vor so vielen Leuten seinen ohrenverletzenden Jargon zu sprechen. „Schämt sich etwa der Franzose, der Engländer oder der Deutsche seiner Sprache, und ich sollte mich meiner nationalen Sprache (?!) schämen?“ war die Antwort. Keinem vernünftigen Menschen aber wird es einfallen, dieses deutsch-polnisch-hebräische Konglomerat als eine „national jüdische Sprache“ und die jüdisch-polnische Toilette als eine „national-jüdische Tracht“ hinzustellen.

Eine national-jüdische Tracht wäre die orientalische, etwa die arabische. Die Tracht der polnischen Juden ist eine national-**polnische**. Die Juden wanderten nämlich in Polen und zwar zunächst in Galizien unter Kasimir dem Großen (1333 bis 1370) ein. Die Juden, die damals durch die Priester der christlichen Liebe, welche das Märchen von der Wasservergiftung durch die Juden so eifrig als möglich verbreiteten, fast in ganz Europa verfolgt, gehetzt und vertrieben wurden, fanden eine sichere Zuflucht im Reiche Kasimirs des Großen; ja er begünstigte sogar ihre Einwanderung, um sein Land durch Handel und Verkehr zu heben. Die Juden erlangten daselbst durch ihre bekannte Rührigkeit, durch Fleiß, Geschicklichkeit und Mäßigkeit einen bedeutenden Wohlstand. In Polen gab es damals noch keinen Bürgerstand, es war nur der Adel und der Bauer. Die wohlhabenden Juden nahmen natürlich den Adel zum Muster und ahmten ihm in Lebensweise, Sitte und Tracht nach. Die hohen Stiefel, der Rock mit dem Gürtel wie die Pelzmütze gehören noch heute zur nationalen Tracht der **Polen**.

Was die sogenannten Schmachtlocken betrifft, so haben sie mit den biblischen „Peoth“ herzlich wenig zu schaffen; denn selbst bei jenen asiatischen Juden, die den Boden Europas niemals betraten, finden sich solche religiöse Frisuren nicht; aber die Haartracht der damaligen polnischen Adeligen bestand in langen Locken an den Seiten und am Hinterhaupte. (Assmann, Geschichte des Mittelalters, IV. Abt. Braunschweig 1864, Seite 488). Daß die Locken am Hinterhaupte im Laufe der Zeit wegfielen, mag seine besondere Bewandtnis haben.

Caro (IV. Seite 535 und ff., wie daselbst citiert wird) behauptet gleichfalls, daß die Juden sich wie die polnischen Adeligen kleideten, und daß sie deren Tracht bis auf den heutigen Tag mit derselben Zähigkeit wie die deutsche Sprache festgehalten haben. Auch Grätz (Geschichte der Juden, VII. Band, 2. Aufl. Seite 382) schreibt: „Noch durften da die Söhne jüdischen Stammes nicht nur die eigene Landestracht und goldene Ketten, sondern auch den Degen, wie die Ritter, tragen.“ (Lelewel bei Sternberg a. a. O. S. 78, 80).

Das freiwillige Ablegen der jüdisch-polnischen Tracht kann also von Seiten der polnischen und russischen Juden ohne jegliche Gewissensskrupel in Bezug auf ihre jüdische Nationalität sowohl, als auch in Bezug auf ihre Orthodoxie geschehen, ganz so wie dies seinerzeit mit dem Anlegen geschah. Dr. A. K.

## Das große Sterben.

*Novelle aus dem deutschen Mittelalter von* **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Doch der Jüngling hörte ihn nicht; er sah nur das unheimlich verzerrte Gesicht, die krampfhaften, grellen Augen des Mädchens, deren süßer Glanz noch eben erst ihn beseligend überflossen. Er sah jetzt nicht die Kunst des Malers, die jede Muskelanspannung in den ringenden Armen ausgeprägt, nicht die göttliche Widergabe des Lebens, — er sah nur das Leben selbst, die Angst, das Verderben, die wilde, namenlose Verzweiflung, und seine Faust ballte sich und er sprang auf das Bild zu —

„Sag' mir, mein Sohn Hellem, was Du hältst von dem Gemäld?“ wiederholte der Alte monoton.

Die Frage rief den Jüngling zur Besinnung.

„Thu es fort, Vater,“ schrie er auf, „es ist entsetzlich!“

Kaleb sah mit glanzlosen Augen darauf hin.

„Was haben sie für Gold fortgeschleppt aus den Häusern,“ murmelte er, „und nach Rom gebracht, wo sie das Gebäude aufgebaut haben, worin der Papst sitzt, und setzt noch heute uns den Fuß auf den Nacken. Was für eine reiche Stadt war Jerusalem, wo die Vornehmen aßen von goldenen Schüsseln. Aber es ist ein sehr gutes Gemälde, und ein guter Maler aus unserem Volk, und ich habe ihn gut dafür bezahlt.“

Er ließ den Vorhang wieder zurückfallen, und der Jüngling atmete wieder auf. Es war ihm wie ein wüstes Traumbild, das wesenlos in Nacht verschwunden, und sein Herz fing ruhiger an zu klopfen. Doch der Alte trat ihm näher, er blickte noch einmal sorgsam im Zimmer umher, dann fuhr er leise fort:

„Siehst Du, mein Sohn Hellem, deshalb ist es gut, daß meine Tochter hat Diamanten, die so viel wert sind als eine Grafschaft; sie mag leben, wo sie will. War Jerusalem eine schöne Stadt, schöner als das Haus des alten Kaleb in der Judengasse in Kölln, und ist doch verbrannt von dem Feuer, was kam von Rom, und das Volk ausgetrieben und ist arm geworden. Sei stille, mein Sohn Hellem, ich habe lange in der Welt gelebt und weiß, es ist gut, wenn man hat Diamanten. Du wirst nicht reden von dem Bild mit den Frauen, denn ich habe ihnen verboten, den Vorhang anzurühren, weil ich weiß'

sie würden sich erschrecken. Aber es ist gut für Männer, daß sie das Bild ansehen —"

Er wendete lauschend den Kopf, das geheimnisvoll düstere Feuer in seinen Augen erlosch plötzlich, und heiterer, festesfroher Glanz strahlte von seiner Stirn und von seinen Lippen, die vergnügt ausriefen:

„Siehe, wie Tamar, meine Tochter, sich für ihren Bruder geschmückt hat, der aus der Fremde heimgekommen. Sie ist wie eine Tochter Zions, wenn ihr Herz jauchzt, und an ihrem Kleid würde man von fern sehen, daß sie wie keine ist in der Stadt, und daß sie die Tochter sein muß vom alten Kaleb."

Und seine Augen zwinkerten, und er lachte und glättete den silbernen Bart. In Hellems Brust vibrierten noch die sonderbaren Worte des Alten und der seltsame Ausdruck, mit dem sie gesprochen. Da trat vor seinen gehobenen Lidern das Bild auf ihn zu, wie es vor dem Auge des Malers gestanden. Sie trug dasselbe Gewand und die Edelsteine blitzten in ihrem Haar und auf den Spangen des Gürtels, nur der Mantel fehlte, daß sie noch schlanker und lieblicher aussah und ihre Arme voll und fein geädert aus den gefälteten Spitzen des kurzen Aermels hervortraten. Und der Rest des beängstigenden Todestraumes schwand in der Seele des Jünglings vor der schönen Wirklichkeit des Lebens. Auch die Reden des greisen Kaleb verhallten in seinem Ohr, kühner und freier fühlte er sich als zuvor, und schritt mutig auf Tamar zu und küßte sie. Seine Zunge ward beredter, und er zog das Mädchen an sich und ließ sich neben ihr nieder auf den weichen, nachgiebigen Teppich; immer hastiger flüsterte er in ihr Ohr, daß sie lachte und das Blut höher in ihre Schläfen hinaufstieg. Dann kam Lea, die Mutter, in reichem, pelzverbrämtem Kleide, das ehrbar langfaltig auf ihre Füße herabfloß. Sie klatschte in die Hand und es öffnete sich die Thür. Herein traten die Dienerinnen in schmuckem Gewande und trugen in silbernem Geschirr dampfende Speisen auf den Tisch. Sie stellten vergoldete Pokale vor die Wartenden und sprengten wohlduftendes Oel durch das Zimmer, eifrig häuften sie Weihrauchstauden im Kamin und entzündeten sie, daß ein feiner köstlicher Rauch wie Nebelschleier den Plafond des Gemaches umzog. Nun winkte der Hausherr, die Mägde verneigten sich und gingen, und sie saßen vergnüglich um den Tisch, auf dem seltene Blumen mit tiefrotem Kelch wie Mädchenlippen verstohlen sich leise bewegten. Schattenlos lag die Freude auf allen Wangen, sie aßen den lecker bereiteten Salm, der statt des Wassers frischgrünendes Kraut zwischen den Kiemen hervorschnob; nach dem Wasser entsandte die Luft ihren Tribut, Tauben und Feldhühner kamen auf edlem Metall und verschwanden wieder; sie aßen Pasteten und feinen, duftreichen Kohl, dann erschien auf gewaltiger Schüssel der Braten eines Kalbes, wohlgemästet wie jenes, das den verlorenen Sohn bei der Heimkehr empfing. Doch sie kosteten nur von dem braunen, würzedurchzogenen Rand, denn sie waren gesättigt, und Lea rief die Dienerinnen und hieß sie den Braten nehmen und zu der harrenden Menge hinübertragen auf den Markt. Behaglich streckten sich nun alle auf die schwellenden Polster, der Wein durchkreiste freudig und feurig ihre Adern und öffnete weit das Herz. Auch die Frauen beteiligten sich an dem Trunk und erheiterten mit Scherz und Gelächter das Gespräch. An die Schulter des Jünglings streifte Tamars dunkles Haar und er hielt den Arm um ihren Leib und tastete mit dem Finger über die Juwelen ihres Gürtels. Manchmal machte sie eine Bewegung sich aufzurichten, doch er zog sie zurück und ihre Augen glänzten Widerspruch zu ihren Worten. Lachend saß Lea, die Mutter; der alte Kaleb schlürfte den Wein zwischen den Lippen und prüfte ihn mit der Zunge und sagte:

„Hellem, mein Sohn, es ist Zeit, daß du freist und vermehrest unser Geschlecht. Gesegnet ist mein Haus, und auf welche Dein Auge fällt, kannst Du begehren. Ich will gehen und werben für Dich; sie werden Kaleb nicht von der Thür weisen, wenn er kommt zu werben für seinen Sohn. Willst Du die Tochter des reichen Gomer, oder willst Du Miriam, das Kind Assers, von dem der Erzbischof von Kölln leiht Judengold, zu errichten seine Christentempel. Oder hast Du gefunden in Frankfurt oder sonst eine Tochter aus unserem Volk, die Dein Herz wünscht? Ich will den Wein trinken zu ihrem Wohl und will werfen eine Perle in das Gerät, daß der Vater soll aussagen, sie kann kommen von niemand anders als von dem Sohn des alten Kaleb."

Tamars schwarze Brauen zogen sich etwas zusammen bei den Worten des Vaters, sie richtete sich plötzlich auf und entfernte den Kopf von der Schulter des Jünglings. Doch dieser lachte fröhlich auf und erwiderte:

„Habe Dank, Vater, und vergieb mir, wenn ich die Tochter des reichen Gomer verschmähe, und das Kind Assers mein Herz nicht rührt. Niemand hat mein Herz gerührt bis zum heutigen Tage, auch nicht in Frankfurt oder sonst wo ich gewesen. Aber wenn es geschehen, da komme ich zu Dir und bitte, daß Du für mich werbest, und die ich gewählt, wird nicht abschlagen, um was der Vater sie bittet."

Er lachte, wie er es gesagt und der alte Kaleb schmunzelte und trank mit vergnügten Augen den eingeschenkten Wein. Auch Tamar lachte und ihr Kopf bog sich versöhnt an seine frühere Ruhestatt zurück, aber am lautesten lachte Lea und rief:

„Du heißest ihn Vater zu früh, es ist gut, daß er nicht ist Dein Vater, Hellem, und daß ich nicht bin Deine Mutter —"

Sie stieß es achtlos in ihrer Fröhlichkeit heraus, sie hätte es gern zurückgehabt, als es kaum gesprochen. Doch es war schon zu spät und ein Schatten hatte sich über die heitere Stirn des Jünglings gedrängt, sein Gesicht ward ernst und er fragte:

„Habt Ihr von meinem Vater gehört durch die sieben Jahre?"

Kaleb warf einen zornigen Blick auf Lea, die den Kopf senkte, und griff sich heftig in den Bart: „Ich habe nichts vernommen von Isachar, dem Sohn Samais," antwortete er schnell, „als daß er ist in die Welt gegangen mit seiner Schande, und ist verschollen unter unserm Volk, es sind nun zweiundzwanzig Jahr. Es ist nicht sein Name genannt worden in meinem Hause bis heute, und es ist wohlgethan, daß er nicht wieder werde genannt. Ich werde Dir sagen zu seiner Zeit, mein Sohn Hellem, warum, da Du bist gekommen in die Jahre, um es zu begreifen, und da der Name ist aufgerührt worden von Lea, die das Schicksal ihm gestellt hatte auf den

Weg, daß er mußte verderben. Ich will nicht lügen, und sagen was ich weiß, und daß ich vernommen, daß Isachar, der Sohn Samais, ist gezogen gegen Süden und soll gestorben sein in diesem Jahr an einer Krankheit, welche haust in den Bergen."

„An der Pest?" rief der Jüngling schmerzlich, „ist mein Vater an der Pest gestorben?"

„Ich weiß nicht, ob sie heißt Pest, die Krankheit," fiel der Alte rasch ein, „aber ich hab gehört, daß er ist gestorben daran und beerdigt unter einem Kreuz, und daß es gut ist für ihn. Laß uns nicht mehr davon reden, mein Sohn Hellem. Du brauchst nicht zu haben Trauer um einen Menschen, der ist abgefallen von unserem Glauben und der Dir nichts hat Gutes erwiesen, als daß Du lebst. Ich will Dir mitteilen alles, wenn Du mich frägst, warum er ist ausgestoßen aus seinem Volk und von mir, der ich doch der Sohn bin von Samai, seinem Vater, daß er hinging, und hat gelebt mit einer Christin, die er verlassen, und die gestorben ist im Wochenbett, daß ich Dich heimlich zu mir genommen, da Lea, mein Weib, unfruchtbar gewesen bis zu der Zeit, und Dich aufgezogen als meinen Sohn. Laß uns reden jetzt von etwas anderem beim Wein, denn unser Herz soll heute fröhlich sein und guter Dinge. Sag mir, was es ist mit der Pest, von der Du gesprochen und was es hat auf sich damit. Es ist einer weit hervorgekommen aus den Bergen, der davon gewußt hat und gesagt, es sei tötlich die Krankheit, wenn ein Mensch sie hat und nur ansehe einen andern Menschen. Ich aber habe bei mir gedacht, da ich hörte, daß die Krankheit unser Volk verschonte, daß es sei wie die schwarzen Blattern, mit denen der Herr die Knechte des Pharao schlug, und habe mich gefreut in meinem Herzen, daß es sei eine Rache von ihm an den Christen für die Bedrückung von unserm Volk."

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Baden** veröffentlicht Landgerichtsdirektor J. A. Zehnter in Mannheim, früher Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe, im 3. Heft des 11. Bandes der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" eine interessante Studie aus den Akten des badischen General-Landesarchivs. Es sind rein sachliche Auszüge aus den zum Teil sehr lückenhaften Urkunden mit großen Zeitsprüngen. Immerhin aber sind es interessante Bilder, von Jahrhundert zu Jahrhundert aufsteigend, je von despotischer oder patriarchalischer Willkür, von wechselnden Stimmungen der Völker und Fürsten, je nach Umständen von Verfolgung und Ausbeutung bis zu den Anfängen jener Humanität, die in dem Menschen den Menschen schützen, mit klar normierten Rechten und Pflichten umkleiden will. In diesem Sinne sind die einzelnen Regierungsepochen der verschiedenen Markgrafen bis zur Vereinigung der Baden-Badenschen mit den Baden-Durlachschen Landen im Jahre 1771 unter Karl Friedrich, dem Großvater des jetzigen Großherzogs, dargestellt. Ein Zeitabschnitt, 1594 bis 1622, zeichnet sich dabei noch durch die Eigentümlichkeit aus, daß die Lande Baden-Baden nach dem Tode des Markgrafen Eduard Fortunat zur Sicherung ihrer bedrohten Rechte von den Markgrafen der Durlacher Linie in Besitz und Verwaltung genommen waren, sodaß in dieser Zeit das sonst in der Schrift nicht berücksichtigte Baden-Durlachsche Judenrecht in die Darstellung hinüberreicht. Im Anhang ist eine Anzahl von Urkunden beigegeben, namentlich Judenschutzbriefe, aus denen die wechselnden Anschauungen drastisch hervorgehen. Für einzelne Epochen sind Zahl und Namen der Schutzjuden und ihrer Wohnorte einzeln verzeichnet, und es finden sich darunter Orte, wie Bühl, Rastatt und Kippenheim, wo seit Jahrhunderten stets Juden seßhaft geblieben sind; auch Namen wie Hirsch, Weil, Kusel, Bodenheimer haben sich nicht mehr verloren. Abgesehen von Geleitsbriefen aus früheren Jahrhunderten kurz nach dem großen Judenbrand von 1349, der auch eine innige Interessenverbindung der Markgrafen von Baden und der Stadt Straßburg aufweist hinsichtlich der Rückbehaltung der weggenommenen Gelder und der Tilgung der Judenforderungen gegenüber den Ansprüchen des Kaisers, liegt in Baden der erste wirkliche Judenschutzbrief, der den Aufenthalt im Lande gestattet, erst im Jahre 1524 vor. Eine förmliche Judenordnung gab es erst seit 1714 und es ist bezüglich aller dieser Anordnungen merkwürdig, wie die eigentlich rechtlosen Juden doch immer wieder Mittel und Wege finden, gewisse gar zu drückende Forderungen von sich abzuwehren und mit dem Fürsten oder mit seinen Behörden in eine Art von Verhandlungen zu treten. Unter Umständen freilich nahm man ihnen einfach ein Drittel ihres Vermögens — den dritten Pfennig — zur Bestreitung der Kosten der Hussitenkriege oder man legte, wie im Jahre 1606, die Kosten der Ablösung der von Hans Lies in Pforzheim bisher geführten Post auf sie um, oder man hielt sie gar dazu an, für die Pflasterung der Stadt Rastatt 6000 Gulden aufzubringen. Wenn Markgraf Philipp die wenigen Schutzjuden seines Landes austrieb, weil sie die Unterthanen übervorteilten oder zum Schuldenmachen verleiteten, so hielt Markgraf Fortunat oder Markgraf Georg Friedrich sie zurück, wenn in schlechten Zeiten die Landes- oder Hofkasse die Judenschutzgelder nicht missen wollte. Ja bei einzelnen Anlässen wurden alle Schutzjuden des Landes aus weit entlegenen Gegenden veranlaßt, sich in der Karlsburg zu Durlach zu befohlenen Verhandlungen einzufinden. In den letzten beiden Jahrhunderten hatten die Juden für ihre inneren Angelegenheiten eine eigene Zuständigkeit unter Judenschultheißen und Judenanwälten, zeitweise auch unter einem selbstgewählten Oberjudenschultheißen, und es fehlte in dieser Beziehung nicht an starken inneren Fehden, wie bei der von den Juden im Jahre 1749 betriebenen und auch erreichten Absetzung des Judenschultheißen Samson Schweitzer, der freilich geltend machte, die Juden seien ihm feind, weil er die landesfürstlichen Rechte allzu treu gewahrt habe, und sie hätten Meineide geschworen, um ihn los zu werden. Seine Beschwerden wurden aber bis in die höchsten Instanzen verworfen. Für die vergangenen Jahrhunderte waren die Schutzgelder für die einzelnen Juden ziemlich hoch, bis zu 30 und 40 Gulden. Aber es wurden auch stets über die Zahlung dieser Schutzgelder und über die Umlegung der sonstigen Auflagen Klagen laut und die Rückstände wuchsen mehr und mehr an. Bei den von den Behörden angestellten Erhebungen stellte sich heraus — und das ist gegenüber der gegenteiligen, berechtigten Meinung der Gegenwart von besonderem Interesse —, daß die weitaus

überwiegende Mehrheit der Schutzjuden ganz arm war; ein Sprichwort der Zeit im Volksmunde sagte: Arm wie ein Judenwucherer. Es geben darüber namentlich Erhebungen über die in Bühl ansässigen Juden aus dem 18. Jahrhundert klaren Aufschluß. Der anwachsende Reichtum der Juden entwickelte sich erst nach dem ersten Dritteil unseres Jahrhunderts mit der Gestaltung des Welthandels und insbesondere der Börse mit den großen Kreditinstituten; der Antisemitismus ist dazu die Begleiterscheinung. Von der Zinne des 19. Jahrhunderts an seinem Abschluß den Blick zurückzuwenden in diese Akten des Jammers, der Erniedrigung und der Heimatlosigkeit, ist von geschichtlichem, wirtschaftlichem und humanistischem Interesse in erster Reihe für die Juden selbst, dann aber auch für jeden, der einigen Sinn hat für die sittliche Entwicklung der Menschheit und der Menschenrechte.

## Hier und dort.

* **Berlin**, 13. September. Die Paßfrage für den 12. internationalen Kongreß in Moskau scheint doch noch nicht ganz nach Wunsch geordnet zu sein. Die „Med. Ref." schreibt, ihr sei die Mitteilung zugegangen, daß für die jüdischen Aerzte, welche den Kongreß besuchen wollen, die Aufenthaltsdauer in Rußland auf fünf Wochen beschränkt werden soll. „Es wäre zu wünschen, daß das deutsche Reichskomitee sowohl diese Mitteilung wie die frühere, wonach den Frauen der jüdischen Aerzte versagt sein sollte, ihre Männer zum Kongreß zu begleiten, klipp und klar berichtigen könnte. Sollten diese ungeheuerlichen Einschränkungen wirklich aufrecht erhalten werden, so wären die deutschen Aerzte jüdischer Konfession es sich selbst schuldig, von dem Kongreß fern zu bleiben und ihrem Beispiel würden sicher viele christliche Aerzte in Bethätigung kollegialer Solidarität folgen." — Sehr richtig!

* **Berlin**, 14. September. („Geschäftsantisemitismus von Juden") überschreibt das „Kleine Journal" eine gegen die „Lustigen Blätter" gerichtete Notiz. „Vor uns, schreibt das Blatt, liegt die Nr. 37 der „Lustigen Blätter", eines Witzblattes, dessen Verlag und Redaktion aus Juden besteht und welches kürzlich von jüdischen Kapitalisten in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt worden ist. Auf Seite 5 wird in Wort und Bild in „Antisemitismus" gemacht, offenbar damit das Blatt in der Provinz „besser geht". Und dann wundern sich die Herren über die Angriffe der antisemitischen Presse." — Wenn sich das „Kl. Journal", das vor einiger Zeit selbst pathetisch versichert hat, daß in die Leitung des Blattes sich lauter Christen teilen, obwohl der Chefredakteur ein Schwiegersohn Jul. Stettenheims ist und Leon Leipziger heißt, und Max Schönau das Feuilleton leitet — wenn dieses Blatt sich schon über die „jüdischen" Witze der „Lustigen" aufhält, so müssen sie in der That kompromittierend für die jüdischen Redakteure und Verleger des Witzblattes sein.

* **Berlin**, 14. September. (Der „judenreine" deutsche Sprachverein.) Zu der Notiz betr. die Nichtwiederwahl von Daniel Sanders in den Vorstand des deutschen Sprachvereins schreibt Land-Rabbiner Dr. Rülf in Braunschweig, daß Sanders thatsächlich nicht wiedergewählt worden ist, daß aber die Nichtwiederwahl nichts mit dem Antisemitismus zu thun haben soll. Sanders' Gegner meinten, er interessiere sich nicht für den Verein, und gaben ihm darum ihre Stimme nicht. „Zum Beweise, daß nicht Antisemitismus die Triebfeder zum Ausschlusse Sanders' gewesen, diene die Thatsache, daß Herr Karl Magnus von hier, obgleich Jude, wieder in den Vorstand gewählt worden ist." — Der Jubel der Antisemiten darüber, daß der Vorstand nunmehr „judenrein" geworden sei, war also verfrüht.

* **Berlin**, 14. September. Ahlwardt wird, wie in hiesigen Antisemitenkreisen verlautet, bestimmt diesen Herbst zurückkommen und sein Reichstagsmandat niederlegen. Wie weiter mitgeteilt wird, will man dann den Wahlkreis für die antisemitische Partei zu erhalten suchen und Herrn v. Mosch als Kandidaten aufstellen. Freilich hat Herr v. M. in einer hier abgehaltenen Versammlung erklärt, daß er auf die Nachfolge Ahlwardts nicht reflektiere.

* **Berlin**, 14. September. Pfarrer Iskraut ist von der Sophien-Gemeinde zum dritten Prediger gewählt worden. Nun wurde der Volkszeitung geschrieben: „Der antisemitische Reichtagsabgeordnete und Pfarrer Iskraut, welcher sich jetzt um eine Stelle an der Sophienkirche zu Berlin bewirbt, stammt aus einer jüdischen Familie. Sein Großvater, Namens Israel Kraut, war ein Hausierer, der in den Dörfern des Kreises Minden Hasenfelle aufkaufte. Als er sich taufen ließ, nahm er den Namen Iskraut an." — An das vorstehende Geschichtchen glauben wir nicht und teilen es nur als Kuriosum mit, sowie zur Verhöhnung der bekannten Manier der Antisemiten, überall semitische Spuren zu wittern.

⁂ **Berlin**, 15. September. Die Hauptverhandlung wider den Redakteur Sedlatzek wegen Gotteslästerung, die heute stattfinden sollte, ist vertagt worden. Der stellvertretende Landgerichtsdirektor hatte die Akten so spät zur Einsicht erhalten, daß weder er selbst noch der Berichterstatter sich vom Inhalte der umfangreichen Akten informieren konnte. Der nächste Termin ist auf Dienstag, den 20. Oktober angesetzt.

S. **Posen**, 11. September. (Zur Abwechselung die Kehrseite.) In jüdischen Blättern, in allererster Reihe aber in diesem Blatte, wird oft über schlechte Behandlung rc. geklagt, die Lehrern und Kultusbeamten seitens ihrer Gemeinden zuteil wird. Wir stellen nicht in Abrede, daß diese Klagen fast in allen Fällen der Berechtigung nicht entbehren. Es erscheint uns aber als ein Gebot der Gerechtigkeit, auch solche Fälle zu registrieren, in welchen die Schuld die beamteten Personen trifft. In einer unserer Provinzgemeinden mit öffentlicher Volksschule petitioniert die Schulkommission um Versetzung ihres definitiv angestellten Lehrers. Der Grund ist darin zu suchen, daß der Herr, anstatt sich ungeteilt seinem Berufe zu widmen, mit aller Energie den Nebenberuf eines Schadchen forciert. Wäre der Lehrer nicht an einer öffentlichen Volksschule definitiv angestellt, die Gemeinde würde ihn natürlich ohne weiteres entlassen und die jüdische Presse alsdann über „Vergewaltigung" auch dieses Lehrers geklagt haben. Ich gebe zu, daß dieser Herr eine Ausnahme bildet, da wir in unserer Provinz über eine sehr pflichteifrige Lehrerschaft verfügen, allein auch Ausnahmen sollte man kennen.

⊙ **Tilsit**, 14. September. Unsere Gemeinde hat in Nr. 35 Ihres gesch. Bl. von Herrn Scherbel in Gumbinnen eine

schlechte Note bekommen. Ich muß zu meinem Bedauern zugeben, daß diese nicht ganz unverdient war, obwohl ich ausdrücklich bemerken muß, daß unsere Gemeinde besser ist als ihr Ruf. Es waren zumteil unglückliche Fügungen bei einzelnen Wahlen von Beamten und unleugbare Mißgriffe bei den Wahlen in die Gemeindevertretung, die uns in diesen Ruf brachten. Dieses alles wäre uns erspart geblieben, wenn nicht unsere Repräsentanten in unbegreiflicher Verblendung vor etwa drei Jahren das einzige Vorstandsmitglied, das durch sein Wissen und seine Fähigkeiten in erster Reihe berufen war, eine Gemeinde vom Schlage der unsrigen zu leiten, hinausgewählt hätten, weil dies einem seiner beruflichen Mitbewerber so gepaßt hatte. Im Oktober d. J. stehen Ersatzwahlen zu der Repräsentantenversammlung bevor. Mögen sich diejenigen, die mit dem bisherigen Regiment unzufrieden gewesen sind, organisieren, damit Männer gewählt werden, die Herz und Verständnis haben für die Eigenart unserer Gemeinde. Vor allem möge mit der lächerlichen Gepflogenheit gebrochen werden, nach welcher die Vorversammlungen zur Nominierung von Kandidaten vom — Vorstand der Gemeinde einberufen und geleitet werden. Eine solche Anomalie kann selbst im benachbarten Zarenreiche nicht vorkommen. Es muß ein Komitee gebildet werden, das die Wahlen vorbereitet, damit sie im Sinne der Gemeinde ausfallen.

X **Emden,** 11. September. (Maßregelung einer Separatgemeinde.) Infolge von Zwistigkeiten innerhalb unserer Gemeinde sind mehrere Mitglieder derselben ausgetreten und haben eine neue Gemeinschaft unter dem Namen „Adaß Jeschurun" gebildet. Die Synagogengemeinde hat nun mit behördlicher Genehmigung eine Friedhofsordnung erlassen, welche den Mitgliedern der Separatgemeinde resp. den aus der Synagogengemeinde Ausgetretenen sowie deren Familienmitgliedern das Betreten des Friedhofes nur mit besonderer schriftlicher Erlaubnis gestattet, Leichenreden bei Beerdigungen, sowie das Aufstellen von Leichensteinen oder sonstigen Erinnerungszeichen gänzlich untersagt. Die Leichen der Ausgetretenen werden nicht in der für die Gemeindemitglieder geltenden Reihenfolge, sondern außer der Reihenfolge an jedesmalig anzuweisenden Plätzen beerdigt. Vom Eingang des Friedhofs an haben sich die Ausgetretenen jeder Thätigkeit bezw. Hantierung mit dem Sarge zu enthalten. Der weitere Transport erfolgt durch Beauftragte der Gemeinde gegen Vergütung von 20 bis 50 Mk. Wie es heißt, wollen die Mitglieder der „Adaß Jeschurun" gegen diese Ordnung protestieren.

‡ **Samter,** 10. September. Am Montag fand hier in dem israelitischen Schulgebäude eine Versammlung der Schulgemeinde statt, um über die beantragte Pensionierung des ersten israelitischen Lehrers Herrn Caspari zu verhandeln Der Korporationsvorsteher, Herr Kaufmann Gustav Kauf wies mit warmen Worten auf die langjährige und treue Wirksamkeit des Herrn Caspari hin, und betonte, daß die israelitische Gemeinde demselben auch dafür zu Dank verpflichtet sei. Redner beantragte daher die für den 1. Oktober d. Js. in Aussicht gestellte Pensionierung noch hinauszuschieben, um ihn an den eventuellen Vorteilen des bis zum ersten April künftigen Jahres zu erwartenden Lehrerbesoldungsgesetzes teilnehmen zu lassen. Dieser Antrag wurde mit großem Beifall aufgenommen, und die Hinausschiebung der Pensionierung bis zum 1. Mai k. J. festgesetzt. Ferner beschloß die Versammlung in Rücksicht darauf, daß die z. Z. an der hiesigen israelitischen Schule bestehenden zwei Unterrichtsklassen von nur zusammen 34 Kindern besucht werden, die Umwandlung der Schule in eine einklassige zu beantragen, zumal dadurch die Gemeinde ein Lehrergehalt von mindestens 1200 Mark jährlich spart.

— **Hannover,** 14. September. (Kein 2. Rabbiner.) Die Mitteilung über Anstellung eines zweiten Rabbiners, die in Ihrer Wochenschrift, Nr. 37, gebracht wurde, entbehrt jedes Anhaltes und hat in weiten Kreisen unserer Gemeinde Ueberraschung hervorgerufen. Herr Landrabbiner Dr. Gronemann, der in der Fülle der Manneskraft steht, hat sich in den dreizehn Jahren seiner Amtsthätigkeit mit Eifer und Treue aller Pflichten und Obliegenheiten, die sein Amt mit sich bringt, unterzogen und niemals auf fremde Schultern zu wälzen gesucht, was ihm oblag zu thun. In unvorhergesehenen, unabweislichen Behinderungsfällen ist von jeher der Direktor der hiesigen Lehrerbildungs-Anstalt mit der Vertretung des Rabbiners betraut worden, so daß kein Mangel fühlbar wurde. Dies zur Steuer der Wahrheit! (Wir geben dieser Erwiderung um so lieber Raum, als hier etwas widerlegt wird, was in der inkriminierten Notiz — gar nicht behauptet wurde. Der Einsender der Notiz wollte, wie er in seinem Begleitschreiben hervorhebt, eine Frage, die in einigen Kreisen Hannovers besprochen wird, durch Veröffentlichung derselben zum Schweigen bringen. Dieses Ziel ist erreicht, wie die vorstehende Erwiderung zeigt. Red.)

**Düsseldorf,** 14. September. Auf dem israelitischen Kirchhofe waren vor einiger Zeit Grabsteine umgestürzt worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß eine von roher Hand angerichtete Verwüstung nicht vorliegt. Es sind vielmehr Schulknaben von der Einfriedigungsmauer auf die Steine gestiegen, die hierbei umgefallen sind. Das Wort „Antisemit" ist zweifelsohne gleichfalls von einem der halbwüchsigen Jungen geschrieben worden. Der Vorstand der israelitischen Gemeinde hat, um derartige Vorkommnisse zu verhüten, die Mauer erhöhen und mit Glasscherben versehen lassen.

** **Neuenahr,** 13. September. Von hier wird politischen Blättern geschrieben: Die jüdischen Badegäste haben jüngst die Direktion des Bades in einer Eingabe ersucht, den Wegfall des Chorals, mit dem das Frühkonzert regelmäßig beginnt, anzuordnen. Der Antrag wurde damit begründet, daß der Choral — meist christliche Kirchenlieder — für die jüdischen Badegäste anstößig sei. Hierauf ist den Petenten seitens der Direktion die Antwort zugegangen, es sei ihnen die Möglichkeit geboten, auf die Anhörung des Chorals zu verzichten; zu der Aenderung der Musikordnung liege daher kein Anlaß vor. — Ob „die jüdischen Badegäste" oder nur einer derselben diesen Wunsch ausgesprochen, hat Ihr Korrespondent nicht ermitteln können. Zutreffend erscheint uns die letztere Möglichkeit. Aber auch in diesem Falle wollen wir nicht unterlassen, das Gesuch als eine Taktlosigkeit zu bezeichnen.

e. **Birkenfeld,** 13. September. Während des 10tägigen Aufenthalts des Großherzogs von Oldenburg in unserem unter

seiner Herrschaft stehenden Fürstentume hatte auch unser Landrabbiner, Herr Dr. Loevy, mehrfach Gelegenheit, an den offiziellen Feierlichkeiten teilzunehmen. Ein von demselben verfaßtes Begrüßungsgedicht wurde beim Eintreffen des Großherzogs auf dem Bahnhofe von einer Schülerin der höheren Töchterschule unter Ueberreichung eines Blumenstraußes vorgetragen. Zu dem darauf folgenden offiziellen Empfang im Schlosse war auch der Landrabbiner als Staatsbeamter geladen und wurde von Sr. Königl. Hoheit durch eine freundliche Ansprache beehrt, welche meist jüdische Angelegenheiten des Fürstentums berührte. Am 1. Tage Roschhaschano zwischen 1 und 3 Uhr war Herr Dr. Loevy zur Audienz befohlen, in welcher der Großherzog sich längere Zeit und sehr leutselig mit ihm über seine persönlichen Verhältnisse unterhielt und die Dedikation einer der Vollendung nahen historischen Arbeit — die Juden im Fürstentum betreffend — entgegennahm. Daran schloß sich die Einladung zur Hoftafel.

B. **Wien**, 14. September. (Baron Nathaniel Rothschild) hat einen hohen Orden bekommen, weil er eine hohe Summe zum besten eines Militär-Invalidenhauses hergegeben. Der letztere Umstand läßt unsre Gegner kühl, der erstere bringt sie in Wallung. Ihre Presse sucht alles mögliche über den Dekorierten auszugraben, was uns natürlich nicht im geringsten interessiert. Nur ein Bonmot sei hier wiedergegeben, weil es trotz seines antisemitischen Ursprungs der Beherzigung wert ist. Eine Freundin des Barons, Fürstin Pauline Metternich, soll sich bemüht haben, ihren jüdischen Protegee in christlich-aristokratische Kreise, ja einmal sogar (!) bei dem Fürsten Schwarzenberg einzuführen. Auf ihre Versicherung, daß Nathaniel Rothschild mit Juden nicht mehr verkehre, soll der Fürst geantwortet haben: „Wenn der Baron Rothschild nicht mit Juden verkehrt, so mag auch ich nicht mit Juden verkehren."

**Prag**, 8. Sept. (Der „Isr. Landeslehrerverein) in Böhmen" hielt am 24. v. M. seine 24. Generalversammlung ab. In seiner Begrüßungsansprache gab der Obmann, Herr Siegmund Springer (Prag), der Befriedigung des Vorstandes über die große Beteiligung Ausdruck. Der Thätigkeitsbericht, erstattet vom Schriftführer Herrn Rabbiner M. Freund (Bodenbach), konstatiert, daß alle Gebiete der Vereinsthätigkeit, Vertretung der Interessen seiner Mitglieder, Stellenvermittlung, die Kranken- und Darlehenskasse 2c., nach Möglichkeit gefördert wurden und zeigt ein Anwachsen des Vereines, dem 168 Mitglieder gegen 133 im Vorjahre — also die größte Zahl der in Böhmen angestellten Rabbiner und Lehrer — angehören. Der von dem Rechnungsführer Rabbiner S. Hoch (Czaslau) zur Verlesung gebrachte Kassenbericht des Vereins und der Darlehenskasse, welcher eine ausgiebige Inanspruchnahme der letzteren konstatiert, indem an unverzinslichen Darlehen 1039 fl., gegen 680 fl. im Vorjahre, an Unterstützungen 117 fl., gegen 90 fl. im Vorjahre, bewilligt wurden, wurde ohne Debatte genehmigt. Der Obmann-Stellvertreter Herr Rabbiner S. Abeles (Kuttenberg) referierte hierauf über die Wohlfahrtseinrichtungen des „Isr. Landeslehrervereins". Anknüpfend an dieses Referat erhielt Herr Rabbiner St. Stein (Sobieslau) das Wort, um über die bevorstehende Gründung des Pensionsvereins zu sprechen. Referent gab eine kurze Geschichte des bisher bestehenden Pensionsfonds und knüpfte daran jene Normen, die dem alten Statute beigefügt werden sollten. Ein fünfgliederiges Komitee soll das Elaborat der neuen Statuten für den neuen Pensionsverein ausarbeiten. Ueber den weiteren Beratungspunkt, wie der Landeslehrerverein das fünfzigjährige Regierungsjubiläum unseres Monarchen begehen solle, berichtete der Schriftführer, daß der Vorstand beschlossen habe, aus diesem Anlasse eine den Namen Sr. Majestät tragende Stiftung zu gründen, deren Zinsen alljährlich an würdige, in Prag oder auf dem Lande studierende Söhne von Vereinsmitgliedern verteilt werden sollen. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. In die Vereinsleitung wurden gewählt die Herren: S. Springer (Prag), M. Freund (Bodenbach), S. Abeles (Kuttenberg), M. Neumann (Wottitz), J. Fantes (Neubidschow), M. Zinner (Beraun), S. Hoch (Czaslau).

-r. **Graz**, 10. September. (Ein Manneswort.) Hier hat eine Versammlung der fortschrittlichen Wähler stattgefunden, in welcher die bisherigen Abgeordneten DDr. Schreiner und Portugall ihre Rechenschaftsberichte erstatteten. Ersterer sprach sich über den Antisemitismus wie folgt aus: „Ich will mir ein Mandat nicht dadurch ergattern, daß ich mich zur Fahne des Antisemitismus bekenne. Ich weiß nicht, was man unter Antisemitismus eigentlich versteht, aber die ihn heute predigen, laden eine schwere Verantwortung auf sich, die man sich in der gemütlichen Steiermark vielleicht nicht deutlich genug vorstellen kann. Es kann eine Zeit kommen, wo die Ungeduldigen, welche den Erfolg der Reden nicht mehr erwarten können, selbst in ihrem Ungestüm zu Thaten schreiten, und wir werden zu ähnlichen Szenen kommen, wie sie sich in jüngster Zeit in Konstantinopel abspielten, und dafür übernehme ich die Verantwortung nicht. Der Schlaf der Nächte würde mein Lager fliehen, wenn mir mein Gewissen sagen müßte, das ist Dein Werk."

P. **Zwittau** (Mähren), im September. Während der Neujahrswoche weilte der Fürstbischof von Olmütz, Dr. Theod. Kohn, in hiesiger Stadt, um die Einweihung einer neuerbauten, von ihm reich beschenkten Kirche vorzunehmen. Der Kirchenfürst wurde von der gesamten Bevölkerung in feierlichster Weise empfangen. Bei der hier von einem Teil der Geistlichkeit geschürten antisemitischen Strömung konnte es nicht Wunder nehmen, daß unser Rabbiner, Herr Dr. Fink, zu dem festlichen Empfang nicht zugezogen wurde. Diese Thatsache war für ihn auch maßgebend, sich im Hintergrunde zu halten. Zur großen Ueberraschung trat am letzten Freitag der erste Ortspfarrer bei einer Straßenbegegnung an unseren Herrn Rabbiner heran, legte ihm in einer überaus freundlichen Unterredung nahe, daß es doch angemessen wäre, auch seinerseits dem Kirchenfürsten eine Aufwartung zu machen. Natürlich war unser Rabbiner dazu bereit und erklärte auch, warum dies bis dahin unterblieben war. Da nun die Abreise schon in zwei Stunden erfolgen sollte, wollte unser Rabbiner trotzdem von einem Besuche absehen. Auf das dringende Zureden des Herrn Pfarrers wurde vereinbart, daß der Rabbiner auf dem Bahnhofe zum Abschiede erscheinen solle, wo alsdann die Vorstellung seitens des Pfarrers erfolgen werde. Der Kirchenfürst erschien in Begleitung einer zahlreichen Geistlichkeit. Von dem Oberpfarrer vorgestellt,

hielt Herr Dr. Fink eine Ansprache an den Fürstbischof, die sich in folgenden Gedanken bewegte: Es sei alter israelitischer Brauch, jedem, der auf die Reise geht, den Priestersegen nachzurufen. Er, der Rabbiner, sei nicht blos gekommen, die Abreise des Kirchenfürsten mit diesem Segen zu begleiten, sondern auch für die von ihm vertretene Glaubensgemeinde diesen Segen zu erbitten. Der Priestersegen, der in der Fürbitte: „Er verleihe Dir Frieden" ausklingt, sei es, dessen wir Israeliten in unserer Zeit am meisten bedürften. Der Friede werde nicht blos denen zum Segen, die ihn empfangen, sondern auch denen, die ihn gewähren. An dem Fürstbischof werde in Erfüllung gehen, was der Prophet von jedem aufrichtig verkündeten Gottesworte verheißt: „Es wird ausführen, was ich begehre und glücklich vollbringen, wozu man es gesendet". Der Kirchenfürst werde sich alsdann den unvergleichlichen Ruhm, der in dem Namen שר שלום „Friedensfürst" enthalten ist, für alle Zeiten gesichert haben. — Der Kirchenfürst und die Geistlichkeit waren bei diesen Worten tief ergriffen. Ersterer trat an den Rabbiner hinan, drückte ihm herzlichst die Hand unter Ausdruck der Freude über sein Erscheinen und des Dankes für seine herzlichen Worte.

X **Petersburg**, 11. September. Der „St. Petersb. Her." schreibt: Die jüdische Kolonisations-Gesellschaft trägt sich, wie ein Reporter des „Pet. List." von deren hiesigem Vertreter Dr. L. J. Katzenelson erfahren haben will, mit dem Plan, ihre Kolonisationsbestrebung, die in Süd-Amerika anscheinend Fiasko erlitten hatte, nach Afrika zu übertragen.

XX **Petersburg**, 12. September. (Verschiedenes.) In einer Anzahl von Gegenden beschäftigen sich die Juden seit mehreren Jahren mit landwirtschaftlichen Arbeiten als einfache Arbeiter. Auf den Besitzungen des Grafen Ignatief, des ehemaligen Ministers des Innern, des eigentlichen Urhebers des Gesetzes vom 3. Mai 1892, und der Grafen Tyschkewitsch, werden die Juden zu allen landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet und ihre Arbeit scheint von den Besitzern sehr geschätzt zu werden. Die Zuckerraffinerien beschäftigen ebenfalls Juden bei den industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiten, wobei bemerkt sein mag, daß die auf den Runkelrübenfeldern arbeitenden jüdischen Arbeiter besser bezahlt werden, als die andern. Die jüdischen Frauen und Mädchen werden ebenfalls zu den landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet und man lobt ihren Fleiß und ihr Betragen. Seit den letzten Jahren sind die Juden auch für die Ausbesserungsarbeiten bei der Eisenbahn Losowo-Sebastopol angenommen worden. Ganze Kolonien, einzig aus jüdischen Erdarbeitern bestehend, werden auf dem Schienenweg beschäftigt, und die Unternehmer Malischef und Strijewski sind von ihnen des Lobes voll. Die Eisenbahnarbeiten sind für die Juden besonders mühsam. Da ihnen verboten ist, auf dem Lande zu wohnen, so befindet sich ihre Wohnung häufig 10 bis 12 Werst von den Arbeitsplätzen entfernt. Sie müssen diesen Weg morgens und abends zurücklegen. Trotz aller Schritte der Unternehmer haben die Behörden den Juden das Recht verweigert, sich auch nur eine Nacht außerhalb der Stadt aufzuhalten, wo sie ihr gesetzliches Domizil haben. — Ein nettes Histörchen wird aus Kronpolen gemeldet. In einem fast nur von Juden bewohnten Dorfe konnten diese nicht die Erlaubnis erlangen, einen „Eruw" anzulegen; das allmächtige Dorfoberhaupt gestattete das einfach nicht. Gelegentlich der Krönung des neuen Zaren veranstalteten nun die Juden des Dorfes eine prächtige Illumination, deren Hauptbestandteil aus einem verzierten Drahtgitter, das mit Lampions behängt wurde, bestand und das sich um den ganzen Ort herumzog. Nach Beendigung der Feierlichkeiten machte die jüdische Gemeinde bei der Behörde eine Eingabe, man möge zur Erinnerung an die schönen Tage das so kunstvoll geflochtene Gitter belassen. Der Wunsch der Gemeinde wurde gewährt und — die Gemeinde hat ihren Eruw. — Unter den 966 Delegierten, welche an dem internationalen medizinischen Kongreß in Moskau teilnahmen, waren 196, von den 171 Vortragenden 32 Juden. — Trotz der Beschränkungen des Studiums praktizieren in Rußland neben 10 836 christlichen 1622, also 13 pCt., jüdische Aerzte. — Zur freiwilligen jüdischen Feuerwehr in Lechowitsch (Bezirk Minsk, Rußland) zählen 110 Mitglieder; der (Krons-) Rabbiner Isaak Gedaljah Goldberg ist Vorsteher der Feuerwehr und versieht alle schriftlichen Arbeiten. — In Kamarowka arbeiten auf den Feldern des christlichen Gutsherrn einige hundert Juden, mit deren Arbeit er so zufrieden ist, daß er ihnen zu dem ursprünglich bestimmten Tagelohn noch 20 Kopeken pro Tag und Mann zufügte. Die Arbeiter werden koscher beköstigt und haben am Sabbat frei. — Die Kiewer Universität veröffentlicht folgendes: Es werden an der St. Wladimir Universität so viele Juden aufgenommen, daß ihre Anzahl 10 % der gesamten Schüler nicht übersteigt. Fremde Juden müssen die vorgeschriebenen Dokumente für den erlaubten Aufenthalt in Rußland vorlegen. — Das hiesige Konservatorium nimmt jüdische Schüler auf, welche die Erlaubnis des Polizeichefs haben, sich hier aufzuhalten. Die Frage für die Juden ist nur, wie sie zu diesen Zertifikaten gelangen sollen. — In Kainsk (Sibirien) wurde eine Kirche für das weibliche Gymnasium nächst der schon mehr als 100 Jahre stehenden Synagoge errichtet. Den Synagogenvorstehern wurde bedeutet, die Synagoge zu räumen, da eine jüdische Andachtsstätte nach dem Gesetze mindestens 700 Fuß von einer Kirche entfernt sein soll!!

m. **Proskurow**, 11. September. Der Direktor der hiesigen jüdischen Schule hat von der Schulbehörde den Auftrag erhalten, nach Odessa, Nicolajew und anderen Orten zu gehen, um an den Handwerks-Abteilungen der dortigen Schulen Erfahrungen für die demnächst an der jüdischen Schule in Proskurow zu errichtenden zwei Handwerks-Klassen zu sammeln. Von diesen Klassen wird die eine dem Unterricht in der Schlosserei, die andere dem Unterricht im Schmiedehandwerk gewidmet sein. Die Kosten dieser Handwerks-Abteilungen werden aus der in der jüdischen Gemeinde-Kasse befindlichen Fleischtaxen-Quote mit 3000 Rbl. als einmaliger und 1800 Rbl. als jährlicher Subvention gedeckt. Außerdem werden für die Bedürfnisse der Schule jährlich 100 Rbl. mehr eingestellt. — In der September-Sitzung des Staatsrates soll dem Vernehmen nach die Frage zur Erledigung kommen, ob den Zöglingen der Ackerbauschule am jüdischen Waisen-Institute in Odessa nach Absolvierung ihrer landwirtschaftlichen Studien die Pachtung von Grundstücken in ganz Rußland gestattet sein soll.

a. **Odessa,** 13. September. (Karäer) Zu der Nachricht, die Sie über die Bitte der Karäer an das russische Ministerium des Innern und die Entscheidung des letzteren brachten, möchte ich folgende Ergänzung mitteilen, die gewiß für Ihre Leser von Interesse sein wird. Die auf Eliminierung des Substantivs „Juden“ (besser „Hebräer“, russ. „jewrey“) aus der offiziellen Bezeichnung der Karäer gerichteten Bestrebungen derselben, datieren nicht von heute. Schon in den sechziger Jahren lassen sich die ersten Spuren dieser Bestrebungen nachweisen, welche im Jahre 1869 ganz besonders an Ausdehnung gewannen. Hierbei spielte auch der berüchtigte Chacham Firkowitsch eine Rolle. Namentlich war es aber die Jugend, die sich mit einer einer besseren Sache würdigen Begeisterung der Bewegung anschloß, und zwar operierte sie mit einer recht eigentümlichen Argumentation. Sie wies nämlich den Hebräer-Namen mit Berufung auf ihre mongolische, resp. hazarische Abstammung zurück. Selbstverständlich staken hinter der Aktion viel praktischere Beweggründe. Die Regierungsbeamten wendeten nämlich manchmal gegenüber den „karäitischen Hebräern“, wie sie offiziell hießen, irrtümlicherweise die Judenausnahmsgesetze an, und davor wollten sich die gleichberechtigten Karäer schützen. Und wirklich erwirkten sie schon damals einen Regierungs-Erlaß, der ausdrücklich verfügte, daß sie lediglich „Karäer“ zu heißen haben. — Neuestens scheinen nun wieder Verwechselungen vorgekommen zu sein, welche die Karäer veranlaßt haben dürften, die Erinnerung daran, daß sie nichtjüdische Juden sind, aufzufrischen. Habeant sibi!

# **Sofia,** 11. September. (Petition.) Die hier wohnenden ausländischen Juden haben nach mehrmaligen Beratungen an die „Alliance Israélite Universelle“ in Paris ein Memorandum gerichtet, mit der Bitte, für ihre 200 schulpflichtigen Kinder Parallelklassen an der spagniolischen Schule zu errichten, an denen ein Teil des Unterrichtes in deutscher Sprache erteilt werden möge, ferner diese Kinder an der Subvention, welche die Alliance jährlich den schulbesuchenden spagniolischen Kindern leistet, teilnehmen zu lassen. Das Memorandum schildert die höchst bedrängte Lage der ausländischen Juden, die es ihnen unmöglich mache, ihren Kindern einen jüdischen Unterricht angedeihen zu lassen oder gar eine eigene Gemeinde zu errichten. Im Memorandum wird ferner vorgeschlagen, an die Stelle des Schuldirektors einen jungen Rabbiner zu setzen, welcher der deutschen Sprache mächtig ist, um die Funktion eines Rabbiners der ausländischen Juden zu übernehmen. Dieser Rabbiner würde sich allmählich die zwei Sprachen, Spagniolisch und Bulgarisch aneignen, um dann ein ernster Kandidat für den Posten eines Großrabbiners oder Rabbiners einer größeren Gemeinde in Bulgarien zu werden. Der Einwand, die Alliance stelle nur solche Kandidaten an, welche in Paris ihre Studien absolviert haben, kann wohl nur für diejeniegen Schulen gelten, welche auf französischem Gebiete zu besetzen sind. Da die Bildung und das jüdische Wissen der in österreichischen und deutschen Rabbinerschulen Ordinierten dem der Eleven der französischen Anstalt zum allermindesten gleichkommt, möge sich die Alliance daher nicht dort dem Chauvinismus gefangen geben, wo ihre Thätigkeit außerhalb der Sphäre ihres engeren Vaterlandes auszuüben ist. Der Appell dieser armen Enterbten in Israel an die Alliance ist ebenso warm empfunden als echtjüdisch gedacht; möge er auch warme Herzen in Paris finden, wie die Spagniolen sie allezeit finden, so oft sie an die Todeskos in Paris herantreten. Für jene werden alljährlich hunderttausende Franks verausgabt, wogegen für die „Todeskos“ von den „Todeskos“ garnichts geopfert wird.

**Konstantinopel,** 10. September. (Wer hilft?) Inmitten der politischen Wirren, die auch das ganze Interesse unserer Glaubensgenossen absorbieren, verursachten hier die Enthüllungen eines angesehenen deutschen Blattes, der „Frankf. Ztg.“, über den Mädchenhandel nach dem Orient in den hiesigen jüdischen Kreisen große Aufregung. Das, was unseren leitenden Persönlichkeiten völlig unbekannt gewesen, was sie aber, — beiläufig bemerkt — selbst wenn sie es wüßten, kaum hätten hindern können, wird von dem Korrespondenten des angezogenen Blattes mit dürren Worten gesagt: Ehrlose, verabscheuungswürdige Individuen aus Galizien, — fast durchweg Juden — verleiten Mädchen unter allen möglichen Versprechungen zur Reise nach dem Orient, wo sie alsdann öffentlichen Häusern einverleibt, dem Verderben preisgegeben werden. Es ist ein leidiger Trost, wenn wir unseren Feinden die Thatsache entgegen halten können, daß die verworfenen Buben sich nicht auf christliche Mädchen beschränken, sondern ebenso gern jüdische Mädchen verleiten und verschachern; denn zu unserer tiefsten Schmach weiß der Korrespondent zu berichten, daß von den hier lebenden Vertreterinnen der niederen Halbwelt neunzig Prozent Jüdinnen sind, was, wie er hinzufügt, um so verwunderlicher ist, als man in anderen Hauptstädten Europas, außer in Pest, diese Damen wenig in den öffentlichen Häusern vertreten findet. Wir sind hier den Verbrechern gegenüber machtlos; aber unsere Glaubensgenossen in Oesterreich sollten alle Mittel anwenden, um die Verworfenen in Galizien von ihrem schändlichen Gewerbe abzubringen, damit sie in Zukunft nicht bleiben, was sie jetzt schon sind: Eine Schmach für das Judentum, ein Greuel der Menschheit!

St. **New-York,** 2. September. Der soeben erschienene Bericht der vereinigten jüdischen Wohlthätigkeitsgesellschaften pro Monat Juli liefert einen erneuten Beweis für die Not, die auf der armen jüdischen Bevölkerung unserer Stadt lastet. Es kamen 4039 Gesuche ein, welche eine Bevölkerung von 13,463 Personen repräsentierten, die Hilfe beanspruchten. 144 Personen wurden in den Stand gesetzt, nach Europa zurückzukehren, oder in das Innere des Landes zu reisen. Die Einnahmen beliefen sich auf Doll. 11,176 und die Ausgaben auf Doll. 12,724. Wenn man nun die große Zahl von Witwen, von Familien bedenkt, deren Ernährer auf dem Siechbett liegt, wie viele Greise und arbeitsunfähige Männer auf der Liste der Gesellschaft stehen, die unterstützt werden müssen und bis jetzt auch regelmäßig unterstützt wurden, so ist es tief betrübend, daß dieses Liebeswerk teilweise unterbrochen werden soll, weil es an den Mitteln fehlt, noch weiter die Not zu lindern, und zwar in einer Stadt, die so viele bemittelte jüdische Bewohner zählt und die wohl helfen könnten, wenn nur ein jeder das Seinige thun möchte.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.

